Die Speculanten.

Zweiter Band.

Die

Speculanten.

Roman

von

Paula Herbst.

Verfasserin von: „Edith,“ „Olga,“ rc. rc.

Zweiter Band.

Leipzig,

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

1858.

Erstes Kapitel.

Die Jahre rauschten vorüber, Knox ward ein reicher Mann, denn da ihm der Dienst wenig Zeit wegnahm, so trieb er Handelsgeschäfte, kaufte Ländereien, hielt Sclaven und bauete sich ein prächtiges Landhaus in der Mitte seiner Pflanzungen, die, nachdem der Boden so lange uncultivirt gelegen, einen ungeheuren Ertrag lieferten.

Sein äußerer Wohlstand hob sich von Tage zu Tage, er umgab sich mit asiatischem und europäischem Luxus, er theilte die Beschäftigungen und Belustigungen seiner Kameraden, er begleitete die in jenem Lande so gefährlichen Jagdexpeditionen, aber nichts vermochte das ewig wache Gewissen oder die beständige Klage seines Herzens einzuschläfern. Mitten unter den leidenschaftlichsten Erregungen, mitten unter anstrengender Arbeit, nach tödtlichen Ermüdungen standen stets zwei Gestalten vor seinem geistigen Auge, ein hände-

ringendes Weib und ein in seinem Blute schwimmender Mann, und oft waren die Erscheinungen so nahe, oft nahmen sie so feste Form und Gestalt an, daß er wie abwehrend die Hände ausstreckte und sie beschwor, ihn zu verlassen.

Sie gingen, allein sie kamen wieder, um ihn zu foltern und folterten ihn bis sein Haar ergrauete und die Rosen seiner Wangen blichen; sie folterten ihn bis seine athletische Gestalt zusammenschrumpfte und der scharfe Griffel der Zeit tiefe Furchen auf seiner glänzenden Stirn zog; sie folterten ihn bis er ein Greis war und die Sehnsucht nach der Heimath nicht mehr bemeistern konnte.

Er beschloß, seine reichen Besitzungen zu veräußern, seine Gelder lagen schon lange zum größten Theile in der Bank von England sicher und da er nicht in London zu leben wünschte, so ging er nach Deutschland, wo, wie er auf seine Erkundigungen erfahren hatte, der Sohn seiner einzigen Schwester ein tüchtiger Mann geworden war.

Diesen beschloß er aufzusuchen, und wenn ihm sein Weib und seine häusliche Einrichtung gefiel, bei ihm zu bleiben und ihn zum Erben einzusetzen; ihn aber über die Größe seines Vermögens im Unklaren zu lassen, um zu sehen, ob ihm, der mit einem elenden Leben ein Verbrechen der Jugend gebüßt, nicht wenigstens für's Alter ein Herz geblieben sei, welches ihn

um seiner selbst willen liebte und die Augen zudrücken würde, ohne schnöden Lohn zu erwarten.

Gabriele war allein mit ihren Kindern, als im Frühjahr desselben Jahres, wo wir unsere Gäste im Hause des Hauptmann von Buchsbaum eingeführt haben, der Diener einen fremden Herrn meldete, der den gnädigen Herrn zu sprechen wünsche und nicht am nächsten Tage wiederkommen könnte, wie der aus dem Hotel mitgebrachte Lohndiener versichert hätte, als er ihm dies vorgeschlagen habe.

Im Zimmer herrschte schon die milde Dämmerung, doch war es noch hell genug, um die kleine Frau, die ihren jüngsten Knaben schlummernd auf dem Schoße hatte und den älteren, der neben ihr auf dem Sopha kniete und seine Aermchen um ihren Hals schlang, zu erkennen.

„Hast Du dem Herrn nicht gesagt, daß mein Mann nicht zu Hause ist, Friedrich?“ fragte sie den Diener.

„Dies habe ich gethan, gnädige Frau, allein er verstand mich nicht; der Herr muß sehr weit herkommen.“

Geräuschlos war Knox dem meldenden Diener gefolgt und obgleich er nicht verstand, was gesprochen wurde, so schien er es doch zu errathen und er wäre gern auf Gabriele zugeeilt, um sich mit ihr entweder englisch oder französisch zu verständigen, wenn ihn

nicht das allerliebste Familienbild auf die Schwelle festgebannt hätte.

Die Mutter, dieser Engel mit den sanften Zügen, war also das Eigenthum seines Neffen und sollte, wenn er hier bleiben konnte, vielleicht auch den Zwiespalt in seinem Innern in sanfte Harmonie verwandeln, wenn sie ihn lieben lernte wie einen Vater.

Die Kinder, diese unschuldigen Kinder, sollten vielleicht in Liebe das Knie des Mörders umschlingen und um Erbarmen für ihn am ewigen Gnadenthrone flehen, während der biedere, brave Vater derselben ihn durch den Druck seiner reinen Hand selbst reinigte.

O, dies waren beschwichtigende, trostvolle Gedanken, die auf der Luft einher zu schweben schienen, welche nur Frieden athmete, und die brennende Stirn des müden Reisenden kühlte.

Gabriele bemerkte ihn jetzt, sie legte ihren kleinen Sohn sogleich in seine Wiege und schritt dem Greise entgegen.

„Sie sind fremd," sagte sie, „und verstehen vielleicht unsere Sprache gar nicht, deshalb erlaube ich mir, Sie französisch anzureden. Womit können wir Ihnen dienen?"

„Sind Sie die Gattin Georg's von Buchsbaum?"

„Die bin ich, mein Herr, und lade Sie in seinem Namen ein, Platz zu nehmen, bis ich ihn habe herbeirufen lassen, wenn Sie ihn durchaus noch an die=

sem Abend sprechen müssen, wie Sie dem Diener gesagt haben."

„Ich habe eine weite Reise gemacht und komme direct von Madras, denn seit länger als dreißig Jahren lebte ich in Ostindien, ich möchte Ihren Gatten und seine Gastfreundschaft bitten, denn ich bin der Bruder seiner Mutter! Mein Familienname ist Knox, der, wie er wissen wird, auch der ihre war."

„Ist es möglich, daß dieser fabelhafte Onkel wirklich lebt?" rief Gabriele freudig, „ist es möglich, daß er uns aufsucht und bei uns wohnen will, o wie wird sich mein Mann hierüber freuen."

Sie griff nach der Glocke, um den Diener herbeizurufen, der beim Abladen der zahllosen Koffer und Mantelsäcke behülflich war, die sich noch in den Wagen befanden, welcher den Fremden hergeführt hatte.

Sie befahl ihm, so schnell als möglich ihren Mann zu rufen und traf mittlerweile Anstalten zum würdigen Empfange des Gastes, der auf dem Sopha neben dem Knaben Platz genommen hatte und sich kaum zu rühren wagte, aus Furcht, der liebliche Traum möchte zerrinnen, wie er seine Bilder vor ihm aufgerollt hatte.

Als Buchsbaum's Säbel auf dem Vorsaal klirrte, rief Gabriele freudig und stolz:

„Jetzt kommt er, jetzt sollen Sie den besten der Männer sehen, Sie sollen ihn sehen, den Vater meiner Knaben!"

Lächelnd erhob sich der alte Mann, den die Wir=

kungen des Klimas und die Unruhe seiner Seele älter gemacht hatten, als die Zeit dies im Stande gewesen wäre.

Er schritt seinem Neffen entgegen und es bedurfte nur weniger Minuten, so schienen die Männer alte Freunde zu sein und eine Flasche alter Wein, die Zugabe eines kleinen, schnell improvisirten Soupers ließ das Blut rascher vom Herzen und zum Herzen strömen.

Der Indier richtete sich bald im Hause seines Neffen ein und so fremd ihm die Gewohnheiten in demselben, sowie die ganze Lebensweise in Europa auch waren, so fand er doch seine Träume verwirklicht und genoß eine Ruhe, nach der er sich so lange vergebens gesehnt hatte.

Natürlich lag der Hauptgrund dieses Wohlbefindens in dem Betragen Gabrielens, die es verstand, die eigene Hausordnung so viel als möglich den Lebensgewohnheiten des Gastes anzupassen und Differenzen, die sich bei so verschiedenen Männern, wie Onkel und Neffe, ganz gewiß finden mußten, auszugleichen.

Sie machte auch den Vorschlag, ein etwas größeres Logis zu miethen, damit der Gast nicht so beengt wäre, wie es in dem nur für ihren kleinen Kreis berechneten der Fall war und ihr Gatte war gern erbötig, sich ihren Wünschen zu fügen.

Zu diesem Zwecke besichtigten sie sämmtlich das uns bekannte Haus am Flußufer und da es ihnen gefiel, so kaufte es der Onkel und schenkte es seinem

Neffen unter der Bedingung, daß er einige Zimmer in demselben bewohnen dürfte; und zur großen Freude seiner Verwandten gewöhnte er sich weit eher an die europäischen Verhältnisse und Sitten, als sie es zu hoffen gewagt hatten.

Eben so gewöhnte er sich auch an das Familienleben und beschäftigte sich sehr viel mit den Kindern seines Neffen, so jung diese auch noch waren.

Er war unendlich erfreut, daß sich die Kinder bald zutraulich an ihn anschlossen, denn instinktmäßig fühlt ja das Kind, wer es gut mit ihm meint und vergilt Liebe und Sorgfalt durch innige Anhänglichkeit und das hingebendste Vertrauen.

Als der Freiherr von Frendel, ein Freund und früherer Kamerad seines Neffen, einen Besuch machte und zu längerem Bleiben genöthigt ward, freute sich Mr. Knox ungemein über den Zuwachs im Haushalt, aber noch mehr entzückte ihn das Erscheinen der Damen, denn der Umgang mit ihnen war ein Luxusgenuß, nach welchem er sich in Indien oft, wenigstens in der letzten Zeit vergebens gesehnt hatte, da die Damen des Orients einestheils ihm, dem ruhigen, kalten Engländer nicht zugesagt und die Frauen seiner Kameraden anderntheils schon durch ihre bloße Erscheinung die Wunde seines Herzens aufrissen.

Er mied daher die Damen und ward deshalb bald für einen Sonderling gehalten.

So weh ihm anfangs auch diese Bezeichnung that,

so verdankte er ihr doch die Thatsache, daß er unbelästigt blieb, wenigstens bis auf die Angriffe irgend einer kühnen Amazone, die vielleicht durch seinen Reichthum angelockt sich bemühete als emancipirte Frau aufzutreten und den Ueberfluß von junggesellenhafter Schüchternheit, den er zur Schau trug, durch Ueberfluß von Dreistigkeit auszugleichen.

Doch wußte er sich auch diese Damen vom Halse zu schaffen und entwickelte eine solche Energie, und wenn es sein mußte kalte Grobheit, daß diese bald ihren Irrthum hinsichtlich der Schüchternheit einsahen und entsetzt das Feld räumten.

In Deutschland war Knox ein anderer Mann, die Vergangenheit mit ihren Schmerzen und Qualen lag hinter ihm und er bemühte sich das blutige Schlachtfeld in einen blumigen Garten zu verwandeln und Bäume zu pflanzen, in deren Schatten er zu ruhen wünschte, aber nicht ohne Gäste zu empfangen und Menschen zu sehen.

Natürlich kam bei solchen friedfertigen Gesinnungen und bei der Liebenswürdigkeit der Gäste bald ein heiterer, geselliger Verkehr zu Stande und als Griseldis von der Abreise sprach, protestirten alle Stimmen dagegen und sie mußte, da sie keinen plausiblen Vorwand zur Abreise fand, bleiben, so unangenehm ihr dies, wenigstens im Bezug auf die Bewerbungen des Freiherrn war, die, obgleich bescheiden und in den Grenzen der männlichen Ehrerbietung sich bewegend, sie eben

deshalb am meisten ängstigten, denn was sollte sie einem Manne, dessen Betragen so untadelhaft war, entgegnen, wenn er eine förmliche Werbung anbrächte; wie sollte sie ihm einen Korb geben, ohne ihn zu verletzen? Sollte, sie, deren Herz von einem Todten gefesselt ward, deren Hand schon laut Entschlusses einem Lebenden gehörte, noch in Beziehungen zu einem Dritten treten, der ihren Besitz mit so viel Nachdruck zu wünschen schien und beharrlich an ihrer Seite aushielt, obgleich ihm die reizendsten Damen winkten, sich ihnen zu nähern.

Abreise war das einzige Rettungsmittel, aber sie ward ihr doppelt schwer, denn hier schmeichelten und baten Alle, daß sie bleiben möchte, es gefiel ihr selbst, denn sie liebte Gabriele, kos'te mit deren Kindern und fand stets Erheiterung und Anregung im Umgange mit den Männern, während bei ihrer Schwester auch zugleich der Baron gegenwärtig war und daheim alles die ewige Trauerklage flüsterte.

Immer hoffte sie, ihre Mutter sollte einen Ausspruch thun, der ihrer Unentschlossenheit ein Ende machte, allein sie that es nicht, sondern suchte sie nur noch hier aufzuhalten, wo sie, wie die Mutter recht wohl sah, sich wohlbefand.

Eben schritt Griseldis von Buchsbaum und dem Onkel geführt, in dem hübschen Garten des Hauses hin, um an dem Kaffeetisch unter den Wallnußbäumen

Platz zu nehmen, wohin ihnen Gabriele und der Lieutenant vorausgeeilt waren.

Der Letztere um Kissen für die Damen auf die Holzbänke zu legen, die Erstere um noch einige Verbesserungen am Kaffeetische vorzunehmen, als der Diener einen Fremden meldete, der die gnädige Frau zu sprechen wünsche.

„Mich?“ fragte Gabriele lebhaft.

„Ja, die gnädige Frau!“

Gabriele erhob sich und sah ihren Gatten an.

„Ich werde Deine Freunde empfangen, bleibe Du bei unsern Gästen,“ entgegnete der Hauptmann und schritt nach dem Hause, um zu sehen, wer es sei, der seine Gattin zu sprechen wünsche.

Bald darauf kehrte er mit einem hochgewachsenen Manne zurück, auf welchen sich aller Blicke richteten.

„Mein Vetter Edmund!“ rief Gabriele und lief ihm eilig entgegen. „Sei willkommen, Edmund, bringst Du mir vielleicht Nachrichten von der Tante?“

Edmund nickte, aber über sein ernstes Gesicht ging ein Schatten, und es schien Gabriele als zerdrückte er eine Thräne zwischen den Wimpern, um sie den Blicken Anderer zu entziehen.

„Um Gottes willen, Edmund, sprich, was ist der Tante geschehen?“

„Ihr ist nichts geschehen, theure Cousine, und wenn Du mich weniger heiter siehst, als Du es erwartetest oder wünschest, so darfst Du dies nicht mit

etwas verwechseln, was die Tante betrifft und doch —"
er holte tief Athem und sagte dann: „Davon wollen wir später sprechen, jetzt laß mich erst die Gesellschaft begrüßen und von meiner lieben Schwägerin einen Blick erhaschen."

Zuerst schüttelte er Buchsbaum nochmals die Hand, dann sprach er mit den Damen, dem Lieutenant und blieb zuletzt an der Seite des Indiers sitzen, mit dem er sich bald in ein Gespräch vertiefte, was Beide interessirte.

Daute schien seine Heiterkeit wieder zu gewinnen, doch schien dies nur so, die Damen und namentlich Gabriele ließen sich nicht täuschen, sie sah einen Ausdruck von Kummer und Sorge in den Zügen ihres Vetters, den sie früher nie gehabt hatten und da sie diese Veränderung stets mit der Tante in Verbindung brachte, so ward sie so unruhig, daß sie kaum den Faden des Gesprächs festhalten konnte.

Auch machte sie sich zum Vorwurfe, daß sie seit der Ankunft des Onkels weit weniger oft an die Tante gedacht hatte und wenn dies geschehen war, nicht mehr mit der schmerzlichen Sehnsucht, mit welcher sie dies kurz nach ihrer Verheirathung immer that, wo sie noch nicht so viele Gegenstände für ihre Sorge und ihre Zärtlichkeit besaß.

Endlich zog Edmund seine Uhr hervor, endlich bat er um Verzeihung, daß er durch seine Entfernung eine Störung hervorbringen müsse, da er noch an demselben

Tage wieder abzureisen gedenke und bat Gabriele um einige Augenblicke Gehör, um einen Auftrag auszurichten, den er für sie habe.

Sie athmete tief auf, erhob sich und bat ihn, ihr in das Haus zu folgen, aber sie vermochte kaum, ihm voran zu schreiten.

Er empfahl sich der Gesellschaft, küßte Gabrielens Kinder und stand ihr bald in dem kleinen Gartensalon gegegenüber.

„Was fehlt Dir, Edmund?" fragte sie theilnehmend, „mache keine langen Umschweife und sage mir gerade heraus, was Dich quält, dann wird Dein Herz leichter werden."

Edmund machte eine Anstrengung zu sprechen, es war jedoch eine vergebliche, die Zunge schien ihm den Dienst zu versagen und händeringend schritt er im Zimmer auf und ab, während sich auf seiner Stirn große Schweißtropfen sammelten, die dann langsam sich mit den Thränen mischten, die ihm aus den Augen quollen, ohne daß es ihm gelang, sie unbemerkt zu beseitigen.

„Du weinst, Edmund!" rief Gabriele erschüttert, „dann muß das Unglück furchtbar sein, was Dich betroffen hat."

„Die Tante ist eine Bettlerin, zum großen Theile durch meine Schuld und ich lege die Bitte an Dein großes Herz, sie abzuholen und wenigstens so lange in Deinem Hause zu behalten, bis der Sturm, der

sich über meinem Haupte zusammenzieht, ausgetobt hat.“

Gabriele ward sehr bleich und fragte hastig:

„So bist auch Du und Deine Familie ruinirt?“

„Höchst wahrscheinlich, doch werde ich versuchen, was möglich ist, um wenigstens meine Ehre zu retten!“

„Armer Edmund! Doch vielleicht täuschest Du Dich!“

„O nein, theure Gabriele, schon seit Monaten schwebt das Schwert über meinem Haupte, ich habe versucht, was in meinen Kräften stand, um wenigstens etwas von dem Vermögen der Tante zu retten und glaubte schon an das Gelingen, da erhielt ich die Nachricht, daß ein Handlungshaus in Leipzig fallirt und alles, was ich für die Tante dort deponirt hatte, verloren sei. Ich befinde mich auf dem Wege dorthin, um aber nicht wie ein Weib zu winseln, sondern kaltblütig meinem Schicksal entgegen gehen zu können, muß ich die Tante erst sicher wissen und deshalb komme ich zu Dir, um zu hören, ob Du ihr ihre Härte verziehen hast, ob Du großmüthig sein willst und sie bei Dir aufnehmen, bis ich wieder im Stande sein werde, für sie zu sorgen.“

„O, mein Freund, wenn Dein Unglück keine schwarzen Schatten auf Dein Leben und daß der Deinigen würfe, so würde ich es segnen, wenn es mir die Tante wieder zuführte, gegen die ich keinen Groll hege; aber

ich fürchte, sie hat mir noch nicht verziehen, sie wird nicht mit mir gehen wollen und ich mache am Ende die Reise umsonst."

„Sie hat allerdings noch keine friedfertigeren Gesinnungen an den Tag gelegt, allein ich glaube, wenn sie Dich sieht, wenn sie hört, daß Du ihretwegen die weite Reise gemacht hast, so wird sie besiegt sein."

„Nun das gebe Gott!" rief Gabriele lebhaft.

Nach diesen Worten befahl sie einem Diener, ihren Mann zu rufen und als er erschien, theilte sie ihm in wenig Worten die Geschichte ihres Cousins mit und fragte ihn um seinen Rath, wie sie handeln solle.

Er erwiederte eben so erschüttert, wie sein Weib: „Jedenfalls mußt Du reisen und versuchen, ob Du sie mit herbringen kannst, denn wir müssen Edmund, selbst auf die Gefahr hin, daß sie durch ihre Launen und kleinen Tyranneien die Harmonie in unserm Hause stört, wenigstens von dieser Sorge befreien, wenn wir ihn nicht weiter helfen können."

Nun folgte eine offene Besprechung von Daute's Angelegenheiten zwischen den beiden Männern und der besonnene Buchsbaum gab ihm manchen guten Rath, während Gabriele Anstalten traf, um sogleich mit ihrem Cousin abzureisen.

Buchsbaum hätte sie gern begleitet, da er aber wußte, daß er es war, den die Tante als den Schuldigsten unter den Schuldigen, als den Räuber ihrer geliebten Gabriele betrachtete; daß sie sein Anblick auf's

Reue erbittern würde, so blieb er und ließ sie mit Edmund abreisen, so schwer es ihm auch ward, sich von ihr zu trennen oder sie den Unannehmlichkeiten auf der Rückreise auszusetzen.

Griseldis gab Gabriele das Versprechen, bis zu ihrer Rückkehr mit ihrer Mutter im Hause zu bleiben und über das Wohl ihrer Kinder zu wachen, so wie dafür zu sorgen, daß die Herren die Hausfrau nicht allzusehr vermißten, und ehe eine Stunde verging, rollte die Droschke mit den Reisenden dahin, die eine wahrhaft bekümmerte Miene zeigten und nicht aussahen, als eilten sie einem Vergnügen entgegen.

Als sie fort waren, nahm Buchsbaum den Arm seines Onkels, schritt mit ihm einer ferneren Allee zu und theilte ihm die Ursache von Gabrielens eiliger Abreise mit, nämlich, daß sie ihre Tante, von der schon oft in der Familie gesprochen worden war, abholen wollte, weil sie vom Verluste ihres ganzen Vermögens bedroht werde.

„Das ist gut von Euch," rief der Onkel, „und wenn diese Tante eine nur einigermaßen erträgliche Person ist, so giebt sie vielleicht eine gute Gesellschafterin für mich ab, und die arme Gabriele braucht sich nicht mehr aufzuopfern."

Der Neffe lächelte und dachte:

„Zwei eigensinnige und launenhafte Personen wie Ihr können unmöglich einen guten Faden spinnen!

Doch kommt es darauf an, ob nicht eine von Beiden nachgeben lernt."

Er dachte indessen nicht laut und zwang auch sein sarkastisches Lächeln bald sich zu verstecken, so daß der Frieden zwischen Beiden nicht gestört war und sie ziemlich heiter wieder zur Gesellschaft traten, die sich noch unter dem Nußbaume befand und in Gedanken den Reisenden gefolgt war.

„Auch für mich wird es nun wohl am Ende Zeit abzureisen," sagte der Freiherr von Frendel zu Griseldis gewendet, „denn sonst vermehre ich ja noch die vielen Plagen, die in Abwesenheit der Hausfrau auf Ihnen lasten, da Sie sich großmüthig opfern wollen."

„In einem so wohlgeordneten Haushalte, wie der meiner Freundin ist, kann die Anwesenheit einer Person mehr keine große Plage verursachen," entgegnete Griseldis ausweichend.

„Selbst in dem geordnetsten Hause hat ein jeder Gast sein Theil an den Sorgen der Hausfrau und es muß dies noch mehr hervortreten, wenn die Stelle derselben blos interimistisch besetzt ist."

„Wenn Sie keinen bessern Grund für Ihre Abreise auffinden können, so werden Sie schon noch bleiben müssen," erwiederte Griseldis lachend.

„Heißen Sie mich denn wirklich mit aufrichtigem Herzen bleiben?" fragte Frendel in innigem Tone und ein wenig roth werdend.

Griseldis ward dadurch erschreckt und zögerte mit der Antwort, doch Buchsbaum kam ihr zu Hülfe und sagte: „Versteht sich, thut sie dies und ich thue es auch; Du bittest um Verlängerung Deines Urlaubs und bist einstweilen meine Frau. Ich bin überzeugt, wir werden uns gut vertragen und Griseldis sowohl wie der Onkel soll seine Freude an uns haben.“

Der Freiherr schüttelte seinen biedern Wirth die Hand und Griseldis dankte ihm durch einen freundlichen Blick, daß er sie aus der Verlegenheit gerissen hatte, eine unwahre oder für den Freiherrn verletzende Antwort geben zu müssen, und der Letztere, welcher wohl einsah, daß er dies Herz nicht mit Sturm nehmen könne, unterließ alle Anspielungen und bemühte sich die Leidenschaft, die für dies edle und zarte Wesen in ihm erwacht war, zu zügeln, damit er nicht etwa in die Verbannung geschickt und des Genusses, sie zu sehen, zu hören, ihr zu dienen, beraubt würde.

Griseldis athmete freier auf, als sie dies bemerkte und Frendel sah hierin den Lohn für seine Selbstverleugnung, den Sporn, seine Bestrebungen zu verdoppeln, um selbst, wenn sie ihm nicht gehörte, wenigstens so lange es ihm vergönnt war, die Dornen von ihrem Wege hinwegzuräumen und ihr dienstbarer Geist zu sein, wenn er nicht als Ritter angenommen würde, wie er es nach Mariens Vorspiegelungen erwartet hatte.

Zweites Kapitel.

„Sage mir nur, wo Dein Mann bleibt, mein Kind?“ fragte die Professorin Marien, die bei ihr in ihrem Zimmer saß und ihr verschiedene Nähereien besorgte, die sie gewünscht hatte, und wovon sie sich bisher immer frei gemacht hatte, da sie nicht gern mit ihr allein sein wollte.

„Es wird mir selbst ängstlich, daß er so lange ausbleibt,“ entgegnete Marie, „doch ich hoffe, daß er heute nachkommt?“

Marie war durchaus nicht so zuversichtlich wie sie that, sie fürchtete das Schlimmste und hatte sich jetzt wo ihr das Unheil unvermeidlich schien, aus Angst oder um ihren eigenen Gedanken zu entfliehen, in das Zimmer der Tante geflüchtet, die gewöhnlich ganz ruhig, auch auf sie einen beschwichtigenden Einfluß übte.

Das arme Weib hatte einige qualvolle Tage ver=

lebt, sie sah im Geiste ihren Mann bald im Gefängniß, bald auf der Flucht, bald mit dem Tode ringend, den er selbst gesucht hatte, weil er ihm als die einzige Rettung erschien.

Gegenstände aus der Entfernung betrachtet, erscheinen dem Auge kleiner, hingegen ein Unglück erscheint uns stets größer, wenn wir es von Weitem betrachten und so wie es näher kommt, schwindet es zusammen. So schien es auch Marien, das Unglück, was sie bedrohete, nahm immer ungeheurere Formen an, je länger es mit dem Näherrücken zögerte, ja es veränderte diese Formen sogar oft und Marie fand sie um so entsetzlicher, da sie sich sagen mußte, Du hast durch Deinen Leichtsinn, durch Unzufriedenheit und die Sucht zu glänzen das Unglück heraufbeschworen, was Dich jetzt ängstigt und schreckt.

Furchtbar war der Schlag gewesen, den sie empfing, als sie erfuhr, daß der Baron sie verrathen hatte, daß er ihrer spottete; aber nichts waren diese Qualen gegen die Martern, die sie empfand, als sie sich nicht länger täuschen konnte, daß das Schicksal, welches die ihr theuren Personen jetzt bedrohete, zum großen Theile ihr Werk, die Folge von den Machinationen des Barons, die Wirkung ihres Leichtsinns, ihrer Coquetterie sei. — O es war gräßlich zu wissen, daß ein schwarzer Abgrund zu ihren Füßen gähnte, den sie sich selbst gegraben, zu fühlen, wie der Boden wankte, auf dem nicht blos sie, sondern auch ihr Gatte,

ihre Kinder und ihre Wohlthäterin stand, ohne daß sie die Macht besaß, sie hinwegzureißen, wie sie so gern gethan hätte.

Die Professorin saß ihr gegenüber, sie betrachtete das bleiche Gesicht der jungen Frau, in welchem sich mit jeder Viertelstunde, die die Alabasteruhr auf dem Secretair anzeigte, die Angst zu steigern schien, so sehr sie sich auch bemühete, sie zu verbergen.

„Sage mir aufrichtig Marie, was Dir fehlt, ich habe wie Du weißt nicht blos den aufrichtigen Willen Euch zu helfen, sondern auch die Mittel, denn wenn ich mich nicht sehr täusche, so ist es Geldverlegenheit, die Edmund fern hält, ein zahlbarer Wechsel, der in diesen Tagen verfällt oder etwas dem Aehnliches!"

Marie war durch diese gütigen Worte wie vernichtet und stürzte laut weinend zu den Füßen der Tante nieder, denn es war ihr zu peinlich, daß die gute Frau glaubte, sie sei noch im Stande über viele Tausende zu gebieten und es bedürfe blos eines Federzugs von ihr, um ihren Neffen zu retten.

„O Tantchen!" rief Marie ganz außer sich, „ich fürchte es steht schlimmer mit uns, als Du glaubst!"

Die Professorin erbleichte und ließ ihre Augen forschend auf Mariens Antlitz ruhen.

Als diese schwieg fuhr sie fort:

„Sage mir, was ist geschehen, aber sage mir die Wahrheit, denn selbst wenn auch ich mit ungeheuren

Verlusten bedrohet wäre, könnte uns vielleicht noch meine Besonnenheit retten!"

„Noch weiß ich nichts, aber ich fürchte viel, denn der Baron ist schon seit langer Zeit damit umgegangen, uns zu ruiniren, er hat Edmund schlechte Papiere aufgeschwindelt und ihn bewogen, Wechsel zu unterzeichnen, die er zur Hälfte decken wollte. Jetzt hat er sich aber davon losgelogen und — —"

„Es ist genug Marie, ich werde sogleich zu ihm gehen und er mag sich in Acht nehmen!"

Mit diesen Worten eilte die Tante aus dem Zimmer, holte selbst Hut und Shawl und eilte rasch der Wohnung des Barons zu. Sie trat ohne sich anmelden zu lassen, in sein Zimmer, denn sie wollte ihn überrumpeln.

Das Zimmer war leer und auf die Frage nach dem Baron antwortete das Mädchen, welches ihr gefolgt war:

„Der Herr Baron sind diesen Morgen ausgegangen und noch nicht wieder zurückgekehrt."

„Dann werde ich hier warten, bis er zurückkommt."

Das Mädchen verneigte sich und verließ das Zimmer.

Die Professorin war allein und ging auf und ab, wie sie gewöhnlich that, wenn sie aufgeregt war. Sie achtete daher auch nicht auf das Laufen und Rennen auf dem Corridor und wendete ihre Aufmerksamkeit

erst wieder ihrer Umgebung zu, als die Thür aufgerissen ward und mehrere Herren eintraten.

Beim Anblick der imponirenden Gestalt blieben sie an der Thür stehen und einer derselben sagte:

„Verzeihung Madame, wenn wir stören, wir wünschten den Baron von Belten zu sprechen.“

„Zu diesem Zwecke bin ich ebenfalls hierhergekommen und da ich ihn nicht fand, bin ich entschlossen zu warten,“ erwiederte die Professorin.

„Wir würden vielleicht dasselbe thun, wenn wir nicht fürchteten, daß der Vogel ausgeflogen ist.“

„Ausgeflogen? Wie meinen Sie das, mein Herr?“

„Nun er hat vielleicht einen Wink bekommen, daß seine Betrügereien entdeckt worden sind, er hat sich aus dem Staube gemacht und wir, die wir ihn arretiren sollen, kommen zu spät.“

Die Professorin war einer Ohnmacht nahe, sie sah nicht wie die Männer das Haus durchsuchten und kam erst wieder zu sich, als sie ersucht ward, das Zimmer zu verlassen, da es unter gerichtliches Siegel gelegt werden müßte.

Als sie nicht verstand, was man von ihr verlangte, so nahm der die Expedition leitende Actuar ihren Arm und führte sie aus dem Hause auf die Straße, wo eben einer ihrer Freunde vorüberging, der von dem Beamten hörte, was sich zugetragen hatte, sich erbot, eine Droschke zu holen und sie nach Hause zu schaffen.

Unterwegs erzählte sie ihm den Vorfall und er bestätigte die Mittheilung des Beamten, da die ganze Stadt schon von der Nachricht über die Flucht des Barons voll sei und die Summe seiner Schulden als enorm bezeichnet würde.

Die Professorin war wie gelähmt, denn obgleich man den Namen Daute's ihr nicht in Verbindung mit dem des Baron's genannt hatte, so zweifelte sie doch nicht, daß noch immer eine Gemeinschaft zwischen ihnen bestand, die zum Nachtheile ihres Neffen geltend gemacht werden könnte.

Als die Droschke vor ihrem Hause hielt kam eine zweite von der andern Seite der Straße daher gesaust, in welcher ebenfalls eine Dame saß, die vor ihrem Hause halten ließ und eilig ausstieg.

Die Professorin achtete nicht darauf, ja sie sah sich nicht einmal um, als sie einen leichten Schritt hinter sich hörte und bemühete sich so schnell als möglich ihr Zimmer zu erreichen, in welchem sie Marien verlassen hatte.

Die Dame trat dicht hinter ihr ein und sobald die Professorin erschöpft auf dem Sopha Platz genommen, knieete sie vor ihr nieder und rief:

„O Tante, beste theure Tante! so lange Du reich warest hatte ich nicht den Muth, mich Dir zu nähern, doch jetzt wo Dich Verluste bedrohen, wo Unannehmlichkeiten auf Dich einstürmen komm mit mir, fliehe zu uns, Du sollst willkommen sein!“

Die Professorin zog Gabriele an ihr Herz, küßte sie auf die Stirn und sagte gerührt:

„Habe Dank meine Tochter für dieses Anerbieten, ich kann es aber nicht annehmen, denn meine Gegenwart wird hier nöthig sein, besonders da der Baron sich einer Untersuchung durch die Flucht entzogen hat.“

„Laß William Deine Sache führen, er wird es besser machen, als Du es vermagst, und komm ohne Zögern mit mir; Du entgehest dadurch peinlichen Auftritten. Edmund bittet Dich durch mich, ihn nicht dadurch zur Verzweiflung zu treiben, daß Du hartnäckig an einem Orte verweilst, wo es wenigstens vor der Hand zu stürmisch für Dich hergeht, während Du bei uns in Ruhe den Gang der Dinge abwartest und von meinem Manne eben so herzlich wie von meinen Kindern begrüßt werden wirst.“

Kaum hatte Gabriele diese Worte beendet, so ward an die Thür geklopft und der Gerichtsrath trat ein.

„Du mußt fort Tante! so schnell als möglich,“ rief er, „selbst wenn Gabriele nicht zu mir geschickt hätte, wäre ich gekommen, um Dir dies zu sagen. Beeilt Euch daher und packt alle ihre Sachen ein Gabriele und Marie, denn je eher sie im Wagen sitzt desto besser ist es.“

Die Professorin leistete keinen Widerstand mehr, denn sie sah an William's Miene, daß er nichts übertrieben hatte.

Die Damen packten und trugen herbei, was die

Tante werthvolles besaß und manches Stück, was Marien gehörte, ließ Gabriele verstohlen in ihre eignen dazu mitgebrachten Koffer gleiten, bis Alle bis an den Rand gefüllt waren und Gabriele verkündete, daß ihrer Abreise nichts mehr im Wege stände, und sie eilen müßten, da in einer halben Stunde der Zug abginge, den sie benutzen wollten.

Wie betäubt ward die Tante von ihrem Neffen in den Wagen gehoben und als Gabriele vom Tritt desselben herab Abschied von Marien nahm sagte sie zu ihr.

„Sobald Du hier abkommen kannst, oder Dich fort sehnst, komm mit Deinen Kindern zu uns, Du bist herzlich willkommen.“

Marie dankte mit einer Thräne in dem Auge für dieses großmüthige Anerbieten und der Wagen rollte rasch dem Bahnhofe zu, während William Daute ihre Hand ergriff und sie in's Haus zurückzog.

„Eile Marie,“ sagte er als sie wieder in's Zimmer zurückgekehrt waren, „mir Geld und Kostbarkeiten einzuhändigen, sowie von Papieren zu verbrennen, was Dich vielleicht compromittiren könnte. Die Diener des Gerichts werden bald hier sein und Alles wird dann unter Siegel gelegt.“

„Erst will ich Edmund's Brief lesen, den mir Gabriele mitgebracht hat. Ich bitte Dich daher, mich einige Minuten zu verlassen.“

„Lies ihn in unserm Hause, da wirst Du Zeit

haben und thue jetzt erst, was ich Dir rieth, denn Du hast nur noch wenige Stunden in Deiner Wohnung zu schalten, und weißt durch Gabriele und mich, an den Edmund doch ebenfalls geschrieben, daß er lebt und gesund ist, aber jetzt nicht hierher kommen kann, da wie Du weißt — — —"

„Es ist gut, ich danke Dir für Deine Fürsorge, bester Schwager, doch laß mich ruhig den Brief meines Mannes lesen, da ich ohnedies nicht gesonnen bin, eine Nadel von dem anzurühren, was von Rechtswegen das Eigenthum unserer Gläubiger ist, wenn wir ihre Forderungen nicht befriedigen können."

„Aber Marie, was willst Du beginnen? Willst Du mit Deinen Kindern Hungers sterben, da Edmund vielleicht auf Jahre hinaus seiner Freiheit beraubt worden ist. Greife wenigstens nach Deinem Eingebrachten und Niemand kann Dich tadeln!"

„Arbeiten will ich, um unser Leben zu fristen, wenn mein Gatte nicht mehr für uns sorgen kann."

„Das ist leichter gesagt als gethan, beste Freundin, denn erstens wirst Du Mühe haben, um Arbeit zu bekommen und dann gehört, so viel ich beurtheilen kann, eine fleißige Hand dazu um die Anforderungen des Lebens zu befriedigen, wenn Deine Kleinen nicht darben sollen."

„Wie manche Witwe, deren Loos bei Lebzeiten ihres Mannes ein beinahe glänzendes war, muß für noch mehr Kinder, als wie ich besitze, Brod erwerben."

„Ja sie wird vielleicht das Brod erwerben, aber frage sie wie es mit der Zukost steht, frage sie, ob sie im Stande ist, ein Logis zu bezahlen, Schutzgeld zu erschwingen und Kleider zu beschaffen, die Kinder ja nothwendig haben müssen, da sie mehr brauchen als Erwachsene.“

„O male dies Bild nicht weiter aus, Du wirst mich nicht bestimmen, nur das Geringste zu retten!“

„Dann werde ich für Dich handeln müssen,“ rief der Gerichtsrath entschlossen, ging nach dem Silberschrank, füllte seine Taschen, eilte nach Hause und kam mit Valerie zurück, die ebenfalls das Werthvollste auszusuchen begann.

„Um der armen Kinder willen,“ rief er, wenn die Hand widerstrebte oder sein Gewissen von Unrecht flüsterte. „Um der armen Kinder willen ermanne Dich Marie und ordne Deine Wäsche und Betten,“ wendete er sich flehend an seine Schwägerin.

Endlich wirkte dies Zauberwort und als am andern Morgen die Diener des Gerichts kamen, um zu versiegeln, hatte Marie doch das Werthvollste und Nothwendigste in Sicherheit gebracht und ward von ihren Verwandten mit in deren Haus genommen.

So war wenigstens für den Augenblick für ihr körperliches Wohlsein gesorgt, aber die Leiden ihrer Seele — keine Feder vermag sie zu beschreiben, denn ihr Gatte, der freie Mann der Wälder und des Gebirges war verhaftet worden und schmachtete fern von

den Seinen im Gefängniß? selbst seine besten Freunde vermochten ihn nicht zu vertheidigen.

Zwar hatte ihm Velten zur Flucht aufgefordert, zwar hatte er ihm eine kleine Summe angeboten, um die Reisekosten zu decken; er hatte sie ausgeschlagen und sich freiwillig gestellt, denn er wünschte seinen Gläubigern zu beweisen, daß wenn er sie auch nicht befriedigen könnte, er selbst nichts für sich gerettet hätte, und sie sahen auch daß das ganze Vermögen seiner Tante bis auf den letzten Heller in der Masse des Creditwesens untergegangen war.

Trotzdem verlangte man stürmisch, daß er arretirt würde und er ließ es geschehen.

Einen so furchtbaren Ausgang hatte Marie nicht erwartet, sie hatte gehofft, daß er sich mit seinen Gläubigern vereinigen und ein Arrangement zu Stande kommen würde, womit alle Theile zufrieden wären und es wäre Daute vielleicht auch möglich gewesen, es zu Stande zu bringen oder ganz ohne dasselbe hinzukommen, da er jetzt sehr sparsam und vorsichtig war, wenn Velten nicht unredlich gegen ihn gewesen wäre und sein Geschäftsfreund in Leipzig nicht fallirt hätte.

Diesen beiden Widerwärtigkeiten vernichteten ihn und es war zu spät, um noch zu accordiren.

Jetzt war Velten flüchtig, Daute war von den Seinen getrennt und Marie wußte was er der rechtschaffene biedere Mann leiden würde, daß er das Speculationsfieber seinen klaren Verstand hatte um=

nachten lassen. Sie wußte, daß er gewiß lieber den Tod gesucht hätte, wenn er es nicht für feig gehalten, die Bürde eines Lebens von sich zu werfen, was Gott in seiner Weisheit nicht forderte. — Sie wußte, daß er es für schlecht hielt, sich der Strafe zu entziehen, wenn er das Verbrechen begangen hatte. — Sie wußte, daß er leben würde, um zu leiden und leiden würde, um zu sühnen.

Auch sie wollte sühnen, was sie verbrochen, sie schämte sich den Ueberfluß ihrer Verwandten zu theilen und sich von der edelmüthigen Valerie aufheitern und trösten zu lassen, während auch ihr Loos das der Entsagung sein mußte, so lange Edmund litt.

Sie mußte zu ihrem Gatten eilen, sie durfte ihn jetzt nicht verlassen, wo er der Aufheiterung und des Trostes bedurfte und deshalb dachte sie darüber nach, wie sie den Umzug bewerkstelligen wollte, den sie unternehmen mußte, wenn er länger in Haft blieb.

Natürlich stieß sie auf Schwierigkeiten aller Art und kam zuletzt zu dem Entschlusse, unter dem Vorwande eines Besuchs die Reise anzutreten und blos mitzunehmen, was sie zu einem solchen brauchte, und nachkommen zu lassen, was sie nicht entbehren konnte, wenn sie länger blieb.

Valerie hielt sie nicht zurück, sie wußte, daß sie an Mariens Stelle eben so handeln würde und sie erbot sich blos, ihre Kinder zu behalten, da sie ihr hinderlich sein mußten.

Marie nahm das Anerbieten im Bezug auf den Knaben dankbar an; von Griseldis, dem kleinen Mädchen, konnte sie sich nicht trennen.

Sie nahm das Kind daher auch mit und erreichte sammt der Kleinen Leipzig glücklich.

Welch ein Wiedersehen zwischen diesen beiden Gatten! Welch ein Jammer, welch ein Leid! aber auch welch eine Freude als der bleiche abgehärmte Mann, dem das Schicksal Alles genommen hatte, wenigstens sein Weib, sein Kind wieder umfing. Jenes Weib, was einst die Gottheit seines Herzens war, um dessentwillen er sein sicheres Brod aufgab und was ihm fremd ward, sobald sie in der großen Stadt wohnten, weil die guten Hausgeister der Försterwohnung nicht mit ihnen gezogen waren, weil Herzlosigkeit und Eitelkeit, Gefallsucht und Lieblosigkeit an ihre Stelle traten.

Düster starrte Daute vor sich hin, hart schlug er sich vor die Stirn, die ihm zu bersten drohete und leise hallte die Klage durch das kleine düstere Zimmer.

„Alles, Alles ist hin, sie wird auf Scheidung antragen, den Baron heirathen und ein Loos erringen, nach dem sie strebte. Sie handelte nicht gut, er handelte schlecht, aber der Erfolg ist auf ihrer Seite! — O grausames Schicksal! mußtest Du mir sie nur geben, um sie mir zu entreißen? — Mußtest Du mich so schwach und nachsichtig gegen sie sein lassen, daß ich geschehen ließ, was ich hätte ändern können."

Sein Kopf sank in die gefalteten Hände, brennende

Thränen strömten über die gebräunte Wange und ein heftiges Schluchzen erleichterte den Krampf des Schmerzes.

„O wenn ich sie nur rettete, so möchte alles Andere dahin sein! Freiheit, Ehre und Reichthum will ich willig opfern, aber nur sie, o mein Gott! nur sie gieb mir wieder. Nur um Marie und meine Kinder flehe ich Dich an, alles andere nimm ohne Klage, ohne Seufzer.“

Da brach ein Sonnenstrahl durch die Gitterstäbe und bestrich die eingefallene Wange Daute's.

Sein Auge leuchtete auf. „Ist es ein Strahl Deiner Gnade, o mein Gott!“ rief er. „Ich will Dir vertrauen, Du wirst mir nahe sein, denn Du zeigst mir Deinen köstlichsten Boten.“

Eine Stunde später lag Marie in seinen Armen und erklärte ihm, daß sie sich nicht wieder von ihm trennen, sondern in der Nähe eine Wohnung suchen und auf Broderwerb sinnen wollte.

„Habe Dank Marie für diese Worte, nun bin ich nicht mehr elend,“ rief er aus, „bis jetzt gab ich mich dem Grame hin, doch von nun an werde ich mein Schicksal wie ein Mann tragen, werde um Arbeit bitten und sehr fleißig sein, damit Ihr nicht zu großen Mangel leidet.“

Durch die Vermittlung eines früheren Handelsfreundes erhielt Daute zu schreiben und Marie Arbeit für ein Geschäft und bald darauf fand sie auch ein

kleines Logis in dem nahe gelegenen Gohlis, welches sie, da es mehr als bescheiden war, für einen billigen Miethpreis erhielt, besonders da der Herbst nahete, und es leere Wohnungen weit eher gab als im Frühling, wo auch die kleinsten Räume als Sommerwohnungen gesucht wurden.

Sie wäre lieber in der Stadt selbst geblieben, da man ihr jedoch wegen der Aufnahme Schwierigkeiten machte und die Wohnungen sehr theuer waren, so scheute sie die weiten Wege nicht und nahm es, obgleich das Häuschen in einer abgelegenen Gasse stand, und nur mit Stroh gedeckt war, gern an, hatte sie doch nun ein Unterkommen.

Der Besitzer des Häuschens bot ihr die erste Etage, das heißt die Wohnung dicht unter dem Dache, an, sie bestand jedoch auf dem Parterre, da sie vom Fenster aus die spielende Griseldis überwachen mußte und zahlte ihm gern einige Thaler mehr.

Als sie sich verheirathet hatte und das bescheidene Försterhaus vor sich sah, verdunkelten sich ihre klaren Augen, denn sie dachte an den Einzug auf dem stolzen Schlosse des Barons, von welchem sie geträumt hatte.

Jetzt war sie froh, in diese elende Hütte ziehen zu können, so weit diese hinter dem hübschen Försterhause zurückbleiben mußte, denn Tage lang hatte sie sich müde gelaufen, ehe sie ein Quartier fand, welches ihr ihre Mittel zu bezahlen erlaubten und sie überschritt die

Schwelle mit keinem andern Wunsche als den, daß ihr Edmund diese Wohnung mit ihr theilen möchte, statt fern von ihr seine Tage zu verleben.

Von dem wenigen Gelde, was sie gerettet hatte, kaufte sie sich einfache Möbeln, schlichte weiße Gardinen und schrieb an Valerie um Betten, denn diese waren ihr als ihr Eigenthum nicht genommen worden.

Valerie schickte ihr nicht allein was sie verlangte sondern legte dazu was sie für nöthig hielt und bald war das saubere Stübchen und das nette Schlafzimmer eingerichtet, ein ordentlicher Ofen und eine hellbrennende Lampe gekauft, denn der Winter nahete.

Auf dem Nähtische an dem kleinen Fenster nach der Straße heraus lagen Berge von Arbeit und warteten auf die fleißigen Hände, die sie beenden sollten und auch gern beenden wollten.

Marie war heiter, denn sie hatte das Versprechen erhalten, daß der Gefangene dann und wann sie besuchen dürfte und der Leser wird mir glauben, daß sie die Vorbreitungen zu seinem Empfang mit viel heiterem Herzen traf, als wenn sie in ihrer früheren Wohnung die Elite der Gesellschaft zu einem Diner oder Balle empfangen sollte, denn damals stritten die verschiedenartigsten Gefühle in ihrem Innern die nicht aus der lautersten Quelle flossen, während jetzt nur ein Gefühl sie beherrschte, nämlich der Wunsch den armen Gefangenen die wenigen Stunden des Beisammenseins zu erheitern, so viel sie vermochte.

Und er kam wirklich, der Sehnlichsterwartete! Er betrachtete lächelnd die Blumen in zwei Gläsern, den weiß bedeckten Kaffeetisch und das blinkende Geschirr, was auf demselben zum Genuß einlud. Er betrachtete freudig die anmuthige Wirthin und sein kleines goldgelocktes Mädchen, Gestalten, die sich innig an ihn anschmiegten.

Vielleicht vermißte er schmerzlich seinen Knaben, aber wenn er es auch that, so sprach er sich hierüber nicht aus, um die Heiterkeit von Mariens Stirn nicht zu verscheuchen, die allein im Stande war, ihn die Balken der niedrigen Decke, die er bequem mit der Hand erreichen konnte, die kleinen vom Alter blind gewordenen Fenster und die Aussicht auf ungestrichene Lehmmauer als vis à vis vergessen zu lassen.

Dies war der erste Besuch. Marie freuete sich dessen.

Daute wiederholte ihn im Laufe des Winters einige Male, da er jedoch stets seinen Hüter mitbringen mußte, so stellten sich seinem öfteren Kommen, doch immer Schwierigkeiten in den Weg und Marie erbot sich, wenn es ihr möglich wäre zu ihm zu kommen, was natürlich dankbar angenommen ward.

Sie wählte zu diesen Besuchen gewöhnlich die frühe Morgenstunde, wo die kleine Griseldis noch schlief und beeilte sich wieder da zu sein, ehe das Kind erwachte; denn um es mitzunehmen brauchte sie stets mehr als noch einmal so viel Zeit, denn die Kleine

war nicht daran gewöhnt, weit und schnell zu gehen, zum Tragen war sie zu schwer und die Entfernung zu groß, besonders da Marie gleich auf diesen Wegen die fertige Arbeit ablieferte, sich neue mitbrachte und die Bedürfnisse für ihren kleinen Haushalt mit herbeischaffte, also immer schwer belastet war.

Griseldis blieb dann in dem Häuschen, oder vielmehr in dem Zimmer eingeschlossen und zwar allein, denn die Besitzer des Hauses und einzigen Hausgenossen gingen ebenfalls sehr früh ihrer Arbeit nach, denn sie waren Holzhacker, die in der Stadt ihren Verdienst suchten.

Anfänglich zitterte die arme Mutter und flog von einer wahren Todesangst getrieben förmlich auf dem Wege dahin. Sie schwankte zwischen der Erfüllung zweier Pflichten, zwischen dem Horchen auf zwei Stimmen, von welchen die eine sie vorwärts trieb, während die Andere ihre Rückkehr forderte und die Angst sowohl wie die Anstrengung rasch vorwärts zu kommen, trieben ihr den Schweiß in großen Tropfen auf die Stirn.

Wie oft hatte sie Frauen an sich vorüber eilen sehen, wenn sie spazieren ging, deren Gesicht ebenso wie das ihre jetzt glühete, deren Züge gespannt und deren Stirn triefend war; sie hatte es kaum beachtet und am wenigsten daran gedacht, daß vielleicht daheim ein kleines unschuldiges Kind der Rückkehr seiner Mutter entgegen jammerte.

Jetzt erst ward ihr klar, wie es in dem Herzen einer solchen Mutter aussah, und wie groß eine Frau dasteht, die für ihre Kinder arbeitet, sorgt und leidet, während tausend andere gelangweilt und blasirt an ihr vorüberschweben, ohne ihren Kindern nur die Zeit zu widmen, die sie nicht todt zu schlagen wissen, oder die sie vergähnen.

Marie kehrte halb ohnmächtig heim, lauschte schon von Ferne auf das Weinen, welches sie im Geiste auf dem ganzen Wege gehört hatte, aber Alles war still.

Welche neue Folter, welche neue Qual, daß sie es nicht hörte, konnte ihr armes Kind nicht mehr weinen?

Sie strengte ihre letzten Kräfte an, öffnete die Thür, warf ihre Bürde hastig auf die Erde und flog in die Kammer, wo das Bettchen der Kleinen stand.

Ihr Liebling schlummerte so süß als ob Engel ihn bewachten und ein Lächeln stahl sich über die lieblichen Züge. Fühlte es die Nähe der Mutter, oder sah es Blumen im Traum?

Mit einem heißen Thränenstrom und einem Dankgebet gegen Gott sank sie an dem kleinen Bettchen nieder und erweckte durch Küsse und Liebkosungen die kleine Schläferin, die keine Ahnung hatte, daß die Mutter fern gewesen war, und sie ruhig und vertrauensvoll anschauete.

Drittes Kapitel.

Wieder erhob die Sonne ihr königliches Haupt aus dem Nebelmeere und tauchte es, nachdem sie die gewaltige Stadt geweckt, in die waldige Frische des prächtigen Rosenthals, durch welches die Elster einsam ihre trüben Fluthen wälzt, als wollte sie ewig trauern, daß an ihren Ufern und denen ihrer Nebenflüsse so manches edle Jünglingsherz verblutete, manches Haupt zerschmettert sank, um welches der Ruhm zwar seine Lorberen flocht, dessen Sturz aber ewige Trauer über die Herzen der Mütter, der Schwestern, der Bräute brachte, die in ihm ihren Stolz, ihr Glück, ihre Hoffnungen vernichtet sahen!

Ja, trübe und schwarz schleicht die Elster hinter dem Rosenthale hin, wie der schwarze Fluß des Todes, während sie doch nur wenige Stunden aufwärts in der sogenannten Aue muthwillig und lebhaft zu sein scheint. Wer sie hier sieht, wird sie kaum wieder er-

kennen, sie ist aber auch über die Stelle gegangen, wo Poniatowsky hinabstürzte, als nach der verlornen Schlacht bei Leipzig, wo die französische Armee flüchtete, sein Pferd zu kurz sprang und dem edlen Reiter, den die mörderischen Kugeln verschont hatten, den Tod bereitete.

Die Erde ist nach allen Richtungen hin mit Blut getränkt, dieser Umstand muß den Umgebungen Leipzigs historischen Werth ertheilen und seinen Namen hat der Griffel des Historikers bereits verewigt.

Die Sonne leuchtete also über die alten Eichen des Rosenthals nach dem idyllischen Gohlis herein und fragte nach dem ärmsten ihrer Kinder, nach Herrn Rudolph, wie er sich nannte, seit er hier wohnte, wo ihm Alles fremd war und bleiben sollte.

Derselbe befand sich in seinem Garten, beschäftigt die Erde aufzugraben, um der wärmenden Frühlingssonne Eingang zu verschaffen und die Einfriedigung der Beete in Ordnung zu bringen, da der Buchsbaum im Laufe des Winters sich mehr ausgebreitet hatte, als dem Besitzer lieb war.

Die schwarze Griseldis unterstützte ihn mit Hülfe ihres Schnabels oder setzte sich auf seine Schulter, um mit ihm zu schwatzen.

Aber auch ihr gegenüber war er heute besonders wortkarg und unendlich gelangweilt suchte Griseldis ihr Amüsement außerhalb des Gartens, den sie durch ein Loch in der Hecke verließ, welches ihre klugen Augen

schon längst erspäht hatten und welches sie für vorkommende Fälle zu benutzen beschloß.

Gravitätisch spazierte sie auf der Straße einher und stellte Betrachtungen an, weshalb man auch außerhalb ihres Gefängnisses so wenig Anstrengungen mache, sie zu unterhalten, ja nicht einmal Notiz davon nehme, daß sie da sei.

Aber das ganze Dorf schlief ja noch, wer sollte da der Elster den Hof machen. — Doch halt, jetzt kam eine Dame, betrachtete mit Erstaunen das merkwürdige Geschöpf und trat näher.

Die Elster machte ihre Verbeugung und sah die Dame herausfordernd an, so daß diese die Hand nach ihr ausstreckte und entzückt war, daß sie sich fangen ließ.

„O welch' eine prächtige Spielkameradin für meine kleine Tochter!" rief Marie entzückt, küßte den grünlich schimmernden Kopf des Thiers und trug es zurück in ihr Haus, legte ein altes Tuch in einen Korb und setzte den Vogel hinter den warmen Ofen, in welchen Marie ihr Frühstück bereitet hatte.

Der Morgen war kalt und die Elster schien sich dahinten ganz wohl zu befinden, sie saß still. Marie war also der Meinung, daß sie nach ihrer Rückkehr noch eben so ruhig hier sitzen würde wie jetzt und sie ging daher ihren Gatten zu besuchen und ihre Geschäfte zu besorgen, denn sie war jetzt nicht mehr so ängstlich wie früher.

Als sie an Rudolph's Garten vorüber ging und

das schöne Haus betrachtete, in dem Niemand zu wohnen schien, dachte sie seufzend, wie sie jedesmal that, wenn sie vorbei passirte:

„Wenn es doch Dir gehörte, oder Du wenigstens eine freie Wohnung in demselben hättest, da es ja Niemand etwas nützt, wenn es leer steht.“

Sie ging jedoch vorüber und hatte den Wunsch bald vergessen, denn die Schönheit des Morgens fesselte ihre ganze Aufmerksamkeit und sie hätte gern mit den Lerchen aufsteigen und dem Schöpfer ein Loblied singen mögen, der so viel Schönheiten auf einen verhältnißmäßig kleinen Raum ausgegossen hatte, ohne daß die Menschen sie sonderlich beachteten und vielleicht nur aus dem Grunde, weil sie ihnen zu nahe, zu alltäglich waren, oder weil sie noch schliefen.

Inzwischen war Rudolph mit seiner Arbeit fertig geworden und schritt dem Hause zu, ohne an seine Elster zu denken, auch im Hause vermißte er sie nicht sogleich, sondern erst, nachdem er schon wie einer der Helden Elisabeth Wetherell's sein Zimmer gefegt und sein Frühstück bereitet hatt. Er vermißte sie als er sie füttern und mit ihr sprechen wollte, wie man dies mit einem Kinde thut.

Erschrocken eilte er wieder in den Garten und wieder in das Haus, er rufte, er suchte, und entschloß sich endlich, seine bis jetzt vergeblichen Forschungen auch auf der Straße fortzusetzen und nach allen Seiten hin zu laufen.

Die Straße war nicht mehr menschenleer und es war ihm daher sehr unangenehm, hier suchend umher zu gehen, indessen, es galt das Wohl, ja vielleicht das Leben der geliebten Griseldis, die sehr leicht in räuberische Hände gerathen konnte und er überwand seine Scheu. Der Vogel schien jedoch verloren, denn nirgends zeigte sich eine Spur.

So war er bis in die Nähe von Mariens Häuschen gekommen, als ein herzzerreißender, gellender Schrei von einer Kinderstimme ausgestoßen, an sein Ohr schlug.

Er blieb stehen und lauschte, um wo möglich Hülfe zu schaffen.

Die Stimme ward immer kreischender, die tödtliche Angst in derselben immer stärker, dies hörte er ganz deutlich, denn er stand dicht unter dem Fenster, aber zugezogene Gardinen wehrten ihm den Einblick.

„O mein Gott! was ist dem Kinde geschehen!" rief er händeringend, „Feuer kann nicht ausgebrochen sein, es riecht weder wie Brand noch sehe ich Rauch oder Flamme."

Jetzt ließ sich wieder ein gellender Schrei hören und der Ruf: „Mama, Mama!"

Rasch schritt er auf die kleine Hausthür zu, sie war verschlossen, er klopfte, er rief, es ward nicht geöffnet, sicher war Niemand zu Hause.

Das Kind war eingeschlossen, allein mit seiner Angst, mit der Gefahr, in der es schwebte, wie er glaubte.

Wieder hörte er das Kreischen, was ihm durch Mark und Bein drang und dann die unter Schluchzen hervorstürzenden Worte:

„Er beißt meine Puppen todt, — er frißt meine Spielsachen, — er sieht mich an mit seinen Augen, der häßliche, schwarze Vogel! O, Mama, komm doch, — komm doch, Mama!“

Es war also etwas vorhanden, wovor das Kind sich fürchtete, dies war klar, die Mutter war nicht zugegen und das arme kleine, gemarterte Geschöpf mußte vielleicht noch lange leiden, wenn er ihm nicht zu Hülfe kam. Er mußte dies thun, doch konnte er es nicht anders möglich machen, als daß er die Scheibe eindrückte und das Fenster öffnete, um durch dasselbe hineinzusteigen.

Dem Entschlusse folgte die That, er stand bald in einem netten Schlafzimmer und in demselben lag in einem weißen Bettchen ein goldnes Lockenköpfchen und auf der Decke des Bettes saß seine treulose Elster und zauste nach Möglichkeit an dem Spielzeuge des Kindes, was sie herbeigeschleppt hatte.

Das Kind schien Krämpfe zu haben, denn seine Glieder zuckten und seine Klagen quollen in kurzen abgerissenen Sätzen über die Lippen, welche die Angst bleich gemacht hatte.

Rudolph hätte vor Jammer und Schmerz bei diesem Anblick vergehen mögen, er ergriff daher seinen Vogel ziemlich unsanft und sagte zu dem kleinen Mädchen:

„Sei ruhig, mein Kind, ich werde den häßlichen Vogel fortschaffen und Deine Mama rufen, soll ich das?“

Das Kind lächelte unter Thränen und nickte mit dem Köpfchen, während er eilig wieder durch das enge Fenster kroch, um seine ungehorsame Schülerin mit Arrest zu belegen und dann zu dem geängstigten Kinde zurückzukehren. Er beschloß bei ihm zu bleiben, bis die Mutter käme und es zu trösten, so gut er vermochte.

Seine Lebensweise war, wie wir wissen, eine sehr einfache und aus diesem Grunde befand sich in seinem Haushalte weder Zuckerwerk noch Kuchen, aber einige Zwiebäcke und Zucker, den er zu Kaffee oder Thee brauchte, waren vorhanden und mit diesen belud er sich, um das Kind zu erfreuen und zutraulich zu machen.

„Die Mama wird gleich kommen, mein Engel,“ sagte er sanft und setzte sich auf den Rand des kleinen Bettes.

Das Kind steckte vorsichtig sein Köpfchen unter der Decke hervor und fragte ängstlich:

„Ist der häßliche Vogel fort?“

„Jawohl ist er fort und hier ist Zwieback und Zucker für Dich, was Dir die Mama schickt.“

„Kommt die Mama bald?“ fragte das Kind.

„Ja, sie wird sogleich kommen, doch setze Dich in Deinem Bettchen auf und sage mir, wie Du heißt?“

„Is heiße Driseldis.“

„Du heißt Griseldis," fragte Rudolph überrascht und ward noch bleicher. „Wie heißt denn Deine Mama?"

„Die Mama heißt Marie."

„Marie? nicht auch Griseldis?"

„Nein, die Mama heißt nicht Driseldis, is heiße blos Driseldis und die Tante heißt Driseldis und die andre Tante heißt Valerie und noch viele Tanten heißen anders."

Rudolph ward ganz verwirrt, er hätte gern noch viele Fragen an das Kind gerichtet, indessen es war noch so ängstlich und verstört, daß es ihm nur ungenügende Antworten gab.

Endlich fragte er, obgleich er in Sorge war, sie auf's Neue zu erschrecken:

„Was that Dir denn der Vogel, daß Du so schrieest?"

Das kleine Mädchen sah sich ängstlich überall um, dann sagte es schüchtern:

„Zuerst rufte er Driseldis! Driseldis! und sah mis mit seinen Augen an, dann biß er meine Puppen, die auf meinem Bette lagen und warf Mamas Sachen umher, und wie is schrie, schrie er auch mit, daß is mis fürchten mußte."

„Das garstige Thier, nun jetzt ist es fort und Du brauchst Dich nicht mehr zu fürchten, ich werde bei Dir bleiben, bis die Mama kommt. Soll ich bei Dir bleiben?"

Griseldis nickte mit dem Kopfe, aber die kleinen Händchen zitterten immer noch und Zucker und Zwieback blieben unberührt, so sehr ihr Rudolph auch zuredete, etwas zu genießen.

Mittlerweile befand sich Marie auf dem Rückwege und sah, als sie sich ihrer Wohnung näherte, das Fenster offen stehen, was sie selbst sorgfältig zugewirbelt hatte, ehe sie ging, damit die Kleine nicht etwa durch Nachlässigkeit zu Schaden käme.

Sie erschrak daher gewaltig und schritt, statt auf die Hausthür zu, nach dem Fenster, sie schaute durch dasselbe in ihr Zimmer. Was war geschehen? Ein fremder Mann befand sich in diesem Raume und beschäftigte sich mit ihrem Kinde.

Rudolph erschrak bei ihrem Anblick vielleicht eben so wie sie bei dem seinigen, denn in seiner Sorge für das Kind hatte er nicht daran gedacht, daß er nothwendig mit der Mutter in Berührung kommen mußte, wenn er blieb, bis sie zurück kehrte, oder wenn er daran gedacht, so vermuthete er nicht, daß diese Mutter eine junge und noch hübsche Frau sei, deren anmuthige Bewegungen und elegante Manieren ihn einschüchterten.

Es war am Fenster zwischen Beiden kein Wort gesprochen worden, Marie hatte das Haus aufgeschlossen und trat durch die Stubenthür in die Kammer, in welcher Rudolph noch immer saß und ehe sie ein Wort an ihn richten konnte, rief das kleine Mäd-

chen wieder in ein heftiges Weinen ausbrechend und ihre Aermchen nach ihr ausstreckend, als fände sie nur bei ihr Schutz:

„Mama, Mama, is habe sehr geweint, der garstige Vogel hat mich sehr erschreckt!“

„Der Vogel, wo ist er denn? Es war ja ein ganz allerliebstes Thier, meine Tochter, so allerliebst, daß ich es mit herein nahm, um Dir eine Freude zu machen.“

„Die Kleine schrie und jammerte so heftig, daß ich, der ich es von der Straße aus hörte, das Fenster einstieß und ihr zu Hülfe eilte, den Vogel fortschaffte und bei ihr blieb, um sie nicht wieder allein zu lassen,“ sagte Rudolph und trat der jungen Frau näher.

Eine dunkle Röthe stieg in Mariens Gesicht und mit Thränen in den Augen entgegnete sie:

„Sie können wohl denken, mein Herr, daß nur die gebieterische Nothwendigkeit mich zwingen kann, meine kleine Tochter allein zu lassen und daß ich nicht des Vergnügens halber von ihr fortgegangen bin.“

„Es war nicht meine Absicht, Ihnen wehe zu thun, sondern ich sprach es nur aus, um mich zu entschuldigen, daß ich in Ihrer Abwesenheit in Ihre Wohnung drang, aber hätten Sie das krampfhafte Schluchzen gehört, so würden Sie mir nicht zürnen.“

„Ich zürne Ihnen nicht,“ erwiederte Marie sanft. „Ich bin Ihnen sogar dankbar und gebe Ihnen die Versicherung, daß ich, wenn ich eine Ahnung gehabt

hätte, daß der Vogel mein Kind erschrecken würde, ihn nicht mit hereingenommen hätte.“

„Die Elster spricht und hatte dadurch, daß sie den Namen Griseldis rief, Ihre kleine Tochter aufgeweckt.“

„Die Elster spricht, sie gehört wohl Ihnen?“

„Ja, es ist meine einzige Gesellschafterin.“

„Wohnen Sie in der Nähe?“

„In dem dritten Garten an der Hauptstraße auf der rechten Seite; sobald Sie aus diesem schmalen Gäßchen herauskommen, stößt er Ihnen entgegen.“

„Ganz recht, es ist das Haus, dessen Läden stets geschlossen sind.“

„Jawohl, ich wohne nach dem Garten heraus.“

Marie that keine weiteren Fragen an den Sonderling, sie fühlte, daß es ihm, der sich so abgeschlossen hielt, lästig sein würde und er versuchte eben so wenig, sich in ihre Angelegenheiten zu mischen, da ihm die schöne, elegante Frau in dieser Strohhütte wie eine verwünschte Prinzessin vorkam, die man ihres Schlosses, ihres Reichthums und ihrer Dienerschaft beraubt hatte, um sie zu strafen.

Er empfahl sich daher nach einem kurzen Gruß, sobald er sie gebeten hatte, daß sie sich des zerbrochenen Fensters wegen nicht Sorge machen möge, da im Laufe des Tages schon ein Glaser zu seiner Reparatur erscheinen würde.

Marie entließ ihn freundlich und wendete dann ihre ganze Aufmerksamkeit dem Kinde zu.

Der Glaser erschien auch wirklich und brachte für das kleine Mädchen eine große Zuckerdüte, die der Herr des Vogels schickte, und sobald es Beeren und Obst im Garten gab, erschien Rudolph um die kleine Griseldis zu erfreuen, die solche Aufmerksamkeiten eben so wenig übel aufnahm, wie die Mama dem Blumenstrauße ein böses Gesicht machte, den wöchentlich zweimal der Fremde an ihrem Fenster auf den Nähtisch legte, wenn es offen stand.

Marie erkundigte sich in der Nachbarschaft nach dem sonderbaren Manne, sie wäre ja keine echte Frau gewesen, wenn sie dies nicht gethan hätte und sie erfuhr weiter nichts, als daß er der Besitzer des so oft gewünschten Hauses sei und überdies noch über viel Geld zu gebieten hätte.

Warum man das Letztere annahm, wußte Niemand zu sagen, da Rudolph's Lebensweise, so wie sein Anzug und seine ganze Erscheinung höchst einfach waren. Die Welt glaubte vielleicht, weil Rudolph wenig Geld ausgäbe, müßte er Schätze aufhäufen und in so weit hatten wenigstens die klugen Leute Recht, daß er bei weitem mehr einnahm, als er ausgab und Zinsen zum Kapitale schlagen konnte, wenn auch nicht so massenhaft, wie man vermuthete.

So viel stand jedoch auch fest, daß er manchen Armen und manchen Kranken unterstützte, und er würde sehr gern etwas zur Verbesserung von Mariens Lage beigetragen haben, wenn er gewußt hätte, wie er es

anfangen sollte, ohne sie zu verletzen, und was ohne Kenntniß von ihren Verhältnissen sehr leicht geschehen konnte.

Namentlich fiel es ihm schwer auf's Herz, daß sein geräumiges und zum großen Theile ganz nett möblirtes Haus fast leer stand, während die arme Frau in der kleinen und im Winter feuchten Paterre=Wohnung fast aller Bequemlichkeiten entbehrte und auch den Winter darin zubringen wollte, wie sie ihm auf seine Frage versicherte und hinzu setzte, daß sie ja schon einen Winter hier zugebracht hätte, ohne Nachtheil für ihren Körper zu spüren.

Rudolph hatte sich viel mit ihr beschäftigt und sie ganz still beobachtet; er sah sie oft sehr früh nach der Stadt gehen und da sie stets mit Paketen beladen war, so vermuthete er, daß sie Arbeit ablieferte oder neue holte und daß dann das kleine Mädchen wieder allein sei.

Er blieb daher immer in der Nähe, wenn er sie fortgehen sah und ging auch manchmal unter den Fenstern auf und ab, um bei der Hand zu sein, wenn die Kleine weinte; dies Kind, was er schon geliebt haben würde, weil es Griseldis hieß, was er geliebt haben würde, auch wenn es weniger herzig gewesen wäre, als es in Wahrheit war, was er liebte, weil es nicht in der sonnigen Atmosphäre glücklicher Kinder aufwuchs, sondern die Leiden der Armuth kennen lernen mußte, ohne gerade darin geboren zu sein.

Er dachte daran, Marien und ihrem Kinde ein Asyl in seinem Hause anzubieten, denn schon längst hielt er es für eine Sünde, seine Räume unbenutzt stehen zu lassen, während so viele Bewohner obdachlos waren. Ferner das Kind in ihren Abwesenheiten zu überwachen, als ob es das seine wäre, aber er hatte den Muth nicht, ihr dies zu sagen, besonders da das Bild seiner Griseldis sich in seinem Innern erhob und dagegen protestirte, als ob dadurch seine Herrschaft beeintragt würde, obgleich sie jetzt fester war als je, wie er meinte.

Rudolph unterließ, das Anerbieten zu machen, wozu ihm sein gutes Herz trieb, aber wenn er auch nicht davon sprach, so war der Entschluß keineswegs aufgegeben und die Gedanken an die arme Marie und ihr hilfloses Kind beschäftigten ihn mit jedem Tage mehr, so daß er zuletzt nicht mehr das Bild seiner schönen Griseldis allein sah, sondern stets das der frischen, stolzen Marie daneben, wie es erröthete, als er es am ersten Tage sah; wie sie mit stolzem Schweigen ihre Armuth trug und kaum den Mann beachtete, der sie unsichtbar wie ein Schutzgeist umschwebte und über ihr Kind wachte.

Als dann später der eisige Hauch des Winters durch den Wald fuhr und alle Kälte, die er auftreiben konnte, seiner Meinung nach, nach dem kleinen Strohhäuschen fegte, als die Schneeflocken um die Fenster herum wirbelten und die Bäume des Gartens

wie weiß candirt erschienen, da brach fast sein Herz vor Jammer, er konnte sich seines warmen Stübchens nicht freuen und er war viel zu unruhig zum Arbeiten, denn er fühlte, wie die kleinen, schmalen Finger erstarrten, während sie die Nähnadel führten, und emsig stocherten.

Oder ob sie wohl gar in diesem Unwetter unterwegs war? Er mußte es wissen, und deshalb setzte er sich selbst diesem Wetter aus und schritt nach dem kleinen Häuschen.

Aber es gab ja jetzt keine Blumen, was sollte er ihr bringen? Rathlos stand er da. — Er hatte ja Bücher und konnte ein Bilderbuch zum Geschenk für Griseldis und ein Buch zum Lesen für Marie auswählen.

Dem Entschlusse folgte die That, er ging; weiß wie ein Schneemann kam er an dem kleinen Fenster an, an welches er klopfte, weil es jetzt geschlossen war und das Klopfen kostete ihm Mühe, denn die Finger zitterten.

Es öffnete sich, und frisch wie eine Rose saß Marie an ihrem Nähtische und schien nichts von alledem zu empfinden, was er für sie gefürchtet hatte, aber freundlich dankte sie für das Buch, bedauerte, daß er sich in diesem Wetter herausgewagt und fragte an, ob er nicht lieber eintreten wolle.

„Ich danke Ihnen herzlich für die Erlaubniß,

allein ich muß nach Hause, da ich schon mehrere Gänge besorgt habe.“

Rasch eilte er davon, Marie durfte die Röthe nicht sehen, welche bei der Lüge in sein Gesicht aufstieg und beruhigt erreichte er sein Haus, froh, daß keine der Gefahren, die er für sie im Geiste gesehen, sie ereilt hatte.

Indessen was half dies, seine Phantasie, die so lange unthätig gewesen war, arbeitete jetzt um so rastloser und gefiel sich in den unnatürlichsten und wunderlichsten Sprüngen, die sie alle um Marie herum machte, um seine Aufmerksamkeit wieder dorthin zu lenken, wenn es schien, als habe er sie glücklich einem andern Gegenstande zugewendet.

So vergingen seine Tage in einem Kampfe, von welchem Marie nichts ahnte, denn wenn sie sich auch wunderte, daß der menschenfeindliche ungesellige Mann sie mit Blumen beschenkte und ihr Kind zu erfreuen suchte, so sah sie hierin nur das Vorhandensein eines guten Herzens und den Wunsch, das Kind für die ihm durch seinen Vogel bereiteten Leiden zu entschädigen; sie behandelte ihn auch deshalb weit eher als einen Freund, als wie einen Bewerber, dem er, ihrer Meinung nach, durchaus nicht glich.

Rudolph's Gedanken verweilten, wie schon erwähnt, oft und gern bei Marien und wurden nur durch die Betrachtungen unterbrochen, die ihm früher nicht gekommen waren, nämlich die, ob es recht sei

und mit den Pflichten eines Menschen übereinstimmend, sich mit einem Einkommen, um eine Familie ernähren zu können und im Besitze eines geräumigen Hauses abzuschließen und auf Familienfreuden und Familienglück zu verzichten.

Früher hatte Rudolph diese Frage nicht aufgeworfen und wenn er es gethan, so würde er sie sehr schnell mit Ja beantwortet haben; jetzt stiegen einige bescheidene Zweifel in ihm auf und dieselbe Stimme, die zu Gunsten Mariens plaidirte, begann auch die Richtigkeit seiner früheren Ansichten in Zweifel zu ziehen.

Kurz, Herr Rudolph war in Marie verliebt, ehe er es selbst wußte, und er begann auf Mittel zu sinnen, wie er eine größere Annäherung vorbereiten könnte, ohne gerade seiner Natur und dem Andenken an die geliebte Griseldis allzusehr zu nahe zu treten und da die Liebe erfinderisch macht, so werden seine Bemühungen schon von Erfolg gekrönt worden sein, doch verlassen wir ihn jetzt und kehren zu den übrigen Personen zurück, die wir allerdings mehr als ein Jahr früher wieder aufsuchen müssen, da wir den Ereignissen welche dort statt fanden, vorausgeeilt sind, um den Hauptpersonen dieses Kapitels zu folgen.

Vierzehntes Kapitel.

Die Professorin und Gabriele erreichten glücklich die Heimath und obgleich die Professorin, anfangs ein wenig beschämt durch Gabrielens Großmuth, nicht ganz eine gewisse Kälte und Förmlichkeit überwinden konnte, so ward diese doch endlich durch Gabrielens bescheidene Liebenswürdigkeit besiegt und die wahrhaft kindliche Freude, die sie zeigte, daß sie wieder für die geliebte Tante sorgen und mit ihr verkehren durfte, rührte das Herz derselben auf ungewöhnliche Weise.

Indessen waren hiermit noch nicht alle Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt, das Schlimmste war der Eintritt in das Haus, der unter den obwaltenden Umständen zu peinigend für die stolze Frau war, die sich wie eine Bettlerin vorkam, welche gezwungen ist, ihren Todtfeind um ein Almosen anzusprechen, und es bedurfte aller der sanften Ueberredungsgabe, die Gabriele besaß, um mit Glück auch diese gefährlichste aller Klippen

zu umschiffen und sie wenigstens bis auf die Schwelle zu bringen, wo sie dann dem Feinde ausgeliefert werden sollte, den sie so sehr fürchtete.

Buchsbaum empfing sie mit biederer Herzlichkeit, trug sie aus dem Wagen und schleuderte ihr seine Jungen in die Arme, um einstweilen Zeit zu gewinnen, sein Frauchen zu begrüßen, was ihrerseits so schnell als möglich von ihm loszukommen suchte, um ihre Kinder an sich zu drücken und immer wieder von Neuem zu liebkosen.

Während dieses Geschäfts stellte Buchsbaum der Tante seinen Onkel, den Obersten Knox vor, der wie er ihr versichert, so eben aus Indien angekommen sei und die gute Professorin war von dem Klange dieses Namens so electrisirt, daß sie ihre gewöhnliche Förmlichkeit ganz vergaß und den Obersten in guten Englisch fragte, ob er ein Verwandter eines Mr. Maurice Knox sei, der vor einigen dreißig Jahren von Portsmouth aus nach Bombay gesegelt sei, aber niemals wieder etwas von sich habe hören lassen, so oft man auch von London aus nach ihm geforscht hatte.

„Maurice Knox ist mein Neffe,“ entgegnete der Oberst mit schlauem Blinzeln, „und gegenwärtig ist er ein reicher Grundeigenthümer, Besitzer eines schönen indischen Weibes und ein gesegneter Familienvater!“

Der Eifer der Professorin nach Maurice Knox zu forschen kühlte sich jetzt, wo er ihr als Familienvater

vorgestellt ward, bedeutend ab deshalb antwortete sie auch nur mit einem langgedehnten:

„So — — —!“ Ein So, welches Verachtung und Gleichgültigkeit zugleich ausdrücken sollte.

Der Oberst bemerkte recht wohl den Wechsel in der Stimmung der Professorin und er fuhr daher ganz ernsthaft fort:

„So glücklich mein armer Junge bis jetzt auch gewesen ist, so bin ich doch in großer Sorge um ihn, denn den neuesten Nachrichten zufolge, sieht es jetzt traurig in Indien aus und in seiner Eigenschaft als englischer Offizier wird er den Angriffen der Eingeborenen am meisten ausgesetzt sein, so daß ich jedesmal, wo ich die Zeitungen in die Hand nehme, fürchte den Namen seiner Besitzung unter denen zu finden, die verwüstet worden sind, denn sein Reichthum und seine echt nationale Gesinnung haben die Aufmerksamkeit der Eingebornen sicher auf ihn gezogen.“

„Von dem Vorhandensein dieses Verwandten hast Du uns aber doch noch gar nichts erzählt theurer Onkel,“ rief Buchsbaum ganz erstaunt.

„Wenn ich es nicht that, so habe ich jedenfalls meine Gründe gehabt, Herr Neffe!“ rief der Oberst und ließ wieder jenes schlaue Blinzeln sehen, welches der Neffe sehr gut kannte, besonders da er in den eigenen Augen manchmal einen Drang fühlte, es ebenfalls zu thun, wenn er irgend etwas im Schilde führte oder Jemand zu düpiren wünschte.

„Die Greuel in Indien sind entsetzlich, schon wenn nur die Hälfte von dem wahr ist, was uns die Zeitungen berichten, aber noch entsetzlicher ist der Gedanke, einen theuren Freund mitten unter diesen rohen Banditen zu wissen!“ rief die Professorin und drückte die Hände über der Brust zusammen, als wollte sie den Schmerz in derselben ersticken.

„Ach, wenn mein armer Maurice wüßte, daß ihm hier in der Fremde ein Herz lebt, welches seinem Geschick mit Theilnahme folgt, so würde er gewiß mit noch größerem Muthe seinen Feinden gegenüber stehen, denn nichts stählt die Kraft des Mannes mehr, als das Bewußtsein, von einem edlen Weibe geliebt zu werden!“

„Ja ich habe nicht aufgehört Maurice Knox zu lieben!“ rief die Professorin, „und seit dem Tode meines Gatten trage ich sein Bild wieder auf meinem Herzen wie ich es vor dem that!“

Mit diesen Worten zog sie ein Miniaturgemälde aus ihrem Kleide und reichte es Mr. Knox, nachdem sie die Schnure von ihrem Halse gelöst hatte.

„Ja, das ist Maurice!“ rief dieser, „so sah er aus wie er jung und glücklich war! Aber auch er hat ein Bild treulich bewahrt, um welches sich stets all sein Denken, Fühlen und Leiden gedrehet hat, auch in ihm vermochte weder Zeit noch Entfernung ein Gefühl auszurotten, welches mit seinem innersten Leben verwachsen war und er ist noch heute bereit Blut und

Leben für die Dame seines Herzens zu lassen. Hier ist das Bild dieser Dame! das Bild eines Weibes, welches ihn in die Verbannung trieb."

Mit Schreck und Bestürzung sah die Professorin ihr eigenes Bild in den Händen dieses fremden, so sonderbaren Mannes, der ihre Anklage und ihre Vertheidigung zugleich aussprach und bald Ironie, bald tiefes Gefühl zeigte.

War Maurice todt? und kam sein Verwandter, um ihr ihr Bild zuzustellen, und seine letzten Grüße auszurichten? Dies war die Frage, die sie sich vorlegte.

Gabriele hatte sich mit ihren Kindern entfernt, Griseldis und ihre Mutter waren ihr gefolgt und Buchsbaum hatte sich mit dem Freiherrn nach dem Speisesaale begeben, als er bemerkte, daß hier seine Gegenwart lästig wurde.

Die Professorin war also mit dem Obersten allein und sagte daher ohne allen Rückhalt:

„Maurice ist todt, Sie sind beauftragt mir mein Bild zuzustellen und ich bitte Sie, mir so kurz als möglich zu sagen, was er für mich hinterlassen hat, denn meine Kräfte möchten nicht lange mehr aushalten!"

„Susanne! Susanne! erkennst Du wirklich Maurice Knor in mir nicht wieder?"

Ein einziger Schrei hallte durch das Empfangszimmer, denn die Professorin ward ohnmächtig und

der Oberst fing sie in seinen Armen auf und flüsterte ihr zärtliche Worte zu.

Es war ein Glück, daß die jüngere Generation sich entfernt hatte, denn sonst hätte sich vielleicht ein Lächeln über die Züge der jugendlicheren Gesichter gestohlen, da das junge Deutschland sicher nicht begriffen hätte, daß es im alten England noch Gefühle geben könnte, die ihrer Meinung nach in so würdevollem imponirenden Wesen schon längst schlummern mußten, wenn sie nicht gar erstorben waren.

Auch wir wollen die Stunde eines traulichen Zwiegesprächs, die nun folgte und in welcher die Bilder eines ganzen Lebens aufgerollt wurden, nicht stören und blos sagen, daß der Oberst nicht mehr der Sonderling und die Professorin nicht mehr das Weib war, welches sich in den Mantel der Kälte hüllte und die Schranken der Convenienz um sich gezogen hatte, um ihre wahren Gefühle dahinter zu verbergen.

Beide warfen die erborgten Gewänder ab und standen wieder in ihren natürlichen Kleide einander gegenüber und ich erlaube mir hier, Susanne's weitere Geschichte einzuschalten, so weit sie der Erklärung noch bedarf.

Als Knox England verlassen hatte, begann der Prozeß hinsichtlich des Mordes und Susanne als Hauptzeugin bedurfte ihrer ganzen Klugheit und ruhigen Besonnenheit, um den Verdacht von dem Geliebten abzuwenden und dadurch seine Ehre zu retten. Sie

sagte nicht einmal ihrer Mutter, daß sie ihn erkannt oder die Vermuthung hätte, daß er mit dem Mörder in Verbindung stehe, so daß endlich die Verhandlungen aufhörten und die Untersuchung bis auf die Zeit vertagt ward, wo der oben erwähnte Matrose, gegen den zufällig verschiedene Verdachtsgründe vorlagen — wieder nach England zurückkehren würde.

Wie viel Susanne während dieses Prozesses litt, daß es ihr unangenehm war, aus dem Dunkel, in welchem sie mit ihrer Mutter jahrelang gelebt hatte, hervorzutreten, unterliegt keinem Zweifel, aber sie litt ja um ihrer Liebe willen, sie litt für Maurice und da sie überhaupt ein muthiges willensstarkes Mädchen war, so ertrug sie diese Unannehmlichkeiten ohne Klage und verzagte auch da nicht, als anderthalb Jahre später ihre Mutter endlich durch einen sanften Tod von ihren Leiden erlöst ward.

Durch diesen Todesfall fiel ihr eine kleine Summe Geldes zu, die bald zu ihrer freien Verfügung stand und sie beschloß mit derselben und einen eben so großen Antheil den ihr Bruder erhielt, denselben zu retten.

Ferner verkaufte sie ihr Grundstück und Alles was sie an Kostbarkeiten und werthvollen Gegenständen besaß, bis sie die zur Befreiung desselben erforderliche Summe zusammengebracht hatte und eilte dann jenem finstern schreckenerregenden Gebäude zu, in welchem Tausende schmachten und vergebens auf Erlösung warten,

wenn sie ihnen nicht der Tod mitleidig gewährt, der allerdings hier immer eine reichliche Erndte hält.

Wir wollen nicht die Einrichtung dieses Gebäudes oder die bleichen schattenhaften Wesen schildern, die es bewohnen, sondern nur bei dem Augenblicke verweilen, wo Susanne als rettender Engel eintrat, wo sie in den Armen ihres Bruders lag, dieses Bruders, dessen Befreiung sie mit so ungeheuren Opfern erwirkt hatte.

Er hatte schon lange den Plan gefaßt, sobald er frei würde nach Mexiko zu gehen oder in Mazatlan einem kleinen Hafenstädtchen in der Nähe des Californischen Meerbusens ein Unterkommen bei einem dort ansässigen ihm bekannten englischen Kaufmann zu suchen.

Da seine Schwester allein und verlassen dastand, so bemühete er sich, sie zu bewegen, daß sie ihn begleitete, aber Susanne bezeigte bei aller Liebe für ihn keine Lust, dies zu thun und zog es vor, bei der Besitzerin des Geschäfts, für welche sie seit Jahren gearbeitet hatte, zu wohnen und sich so lange ihr Brod zu verdienen, bis sich ihr Bruder selbst ansässig gemacht haben und im Stande sein würde, sie abzuholen, denn jetzt mit ihm zu gehen, hätte ja seine Sorgen vermehren müssen.

So trennten sie sich, der Bruder schwamm bald auf den weiten Ocean und Susanne saß in einem kleinen Hinterstübchen an ihrem Tischchen und hand-

habte fleißig Scheere und Nadel, froh, daß sie sich den einzigen Bruder nicht mehr als Gefangenen denken mußte, obgleich er sich dieses harte Loos selbst durch seinen Leichtsinn und seine Verschwendung bereitet hatte, als er in einer angenehmen Stellung und nicht ohne Mittel um das Leben bei mäßigen Ansprüchen genießen zu können, sich in Ausgaben verstrickte, wie sie nur der größte Reichthum bestreiten kann und namentlich den grünen Tisch sehr frequentirte.

Das junge Mädchen war noch nicht lange in diesem Hause als Lady Bentley, die Gemahlin des englischen Gesandten in Wien, ihre Einkäufe für die Reise und für ihr Auftreten in der Kaiserstadt bei der Besitzerin des Geschäfts machte.

Es fehlte an Leuten, um die Lady so zu bedienen, wie es die Inhaberin der Firma wünschte und sie ersuchte Susanne ihr in diesem einen Falle beizustehen und die Lady mit befriedigen zu helfen, oder ihr mit ihrem Rathe an die Hand zu geben.

Zögernd und erröthend folgte Susanne der Aufforderung und ihre Erscheinung sowohl wie ihr nobles und elegantes Betragen erregte sofort die Aufmerksamkeit der Dame, die in Folge ihres Aufenthaltes in fremden Ländern und ihres Umgangs mit den verschiedenartigsten Menschen einen ungemein scharfen Blick und eine sehr richtige Beurtheilungsgabe besaß, wenn es galt, ihr ganz fremde Menschen zu taxiren.

„Wer ist dieses junge Mädchen?“ fragte sie als

das Geschäft beendet war und Susanne sich wieder zurückgezogen hatte.

„Es ist eine Waise Milady, die Tochter eines Flottencapitains, die um ihren Bruder zu befreien, sich von allen Mitteln entblößt hat und bei mir arbeitet bis sich ein passendes Unterkommen für sie findet.“

„Besitzt sie die Befähigung Kinder zu unterrichten und zu erziehen?“

„Jedenfalls, denn es ist ihre Absicht, Gouvernante zu werden.“

„Würde sie mit in's Ausland gehen?“

„Gewiß sehr gern, denn sie besitzt hier keine Verwandten oder Freunde, die sie zurückhalten würden.“

„Dann soll sie sich bereit halten in einer Stunde zu mir zu kommen, ich werde ihr meinen Wagen schicken und in meiner Wohnung weiter mit ihr sprechen.“

Die Modehändlerin verneigte sich tief und die Dame entfernte sich nach einem kurzen Gruße.

Eine Stunde später rollte der Wagen der Lady mit Susanne dahin und hielt vor einem prächtigen Hause in Regentstreet, wo die Aeltern der noch ziemlich jungen Frau wohnten, wenn sie in London waren.

Sie stieg aus und die kleinen Bentley's kamen und schaueten neugierig und verstohlen wie scheue Antilopen die neue Gouvernante an, die ganz anders aussah, wie die alternde fette Miß Quaqui, die bis jetzt

ihre Zuchtruthe über ihnen geschwungen hatte, sich aber weigerte, mit nach dem barbarischen Deutschland zu gehen, dessen gefühllose Zeitungsschreiber schottische Gouvernanten herabsetzten und irische so schlecht machten, daß sie am Ende Alle kein Unterkommen mehr fanden und ganz gewiß dort keine Männer bekamen.

Die kleine Mauth Bentley schritt Susannen voran, eilte auf die Mama zu und nachdem sie dieselbe schüchtern am Kleid gezupft, sagte sie leise, doch so daß Susanne es verstand:

„Wir wollen sie haben!“

„Gut!“ sagte die Dame ihr die braunen Locken streichelnd, „gut, ich werde mit ihr sprechen. Gehe jetzt mein Kind.“

Als die Kleine sich entfernt hatte, steckten die beiden Knaben lachend die Köpfe zur Thüre herein, betrachteten die neue Gouvernante und eilten dann schnell davon. Nun begann die Lady ein förmliches Examen mit der jungen Candidatin und da sie ihren Anforderungen genügte, so ward sie engagirt und erhielt die Erlaubniß, sofort in das Haus einziehen zu dürfen und die vierzehn Tage, wo die Lady noch in London verweilte, frei über ihre Zeit zu verfügen, da erst mit dem Tage der Abreise die Dienstzeit der Miß Quaqui zu Ende ging und dieselbe entschlossen war, nicht eine Minute eher vom Schauplatze ihrer Thätigkeit abzutreten, als bis die gesetzliche Frist um war, da die Lady darauf bestand, den Gehalt so lange zu zahlen.

Vielleicht wäre es der Lady lieber gewesen, wenn die beiden Gouvernanten nicht zusammen im Hause gewesen wären, denn leicht konnte sich Susanne etwas von den durchaus nicht demüthigen oder bescheidenen Manieren dieser Gouvernante von Ruf aneignen, allein die Eine ging nicht und die Andere kam in Folge ihres artigen Anerbietens schon am andern Tage, das Zusammenleben war also nicht zu verhindern.

Susanne hielt ihre Augen offen und obgleich sie von Miß Quaqui mit unendlicher Geringschätzung behandelt ward, so entging ihr doch nichts von der Art und Weise, wie sie sich ihre Stellung sowohl der Herrschaft, den Kindern und den Domestiken gegenüber gesichert hatte, und sie faßte ihre Fehler eben so scharf in's Auge wie ihre Tugenden und Vorzüge, um sich vor den Ersteren zu hüten.

Die Abreise erfolgte endlich, die Ankunft in Wien ebenfalls, und bald war die Einrichtung so weit vorüber, daß sie den Unterricht beginnen konnte, auf den sie sich freuete, weil er sie mehr als alles Andere von sich selbst, von ihrem Kummer und ihrer Sehnsucht abzog, die mit jedem Tage stärker ward, da die beiden einzigen Wesen, die ihr theuer waren, fern von ihr, der eine in Asien, der andere in Amerika weilten, und keine Nachricht von ihnen zu ihr gelangte.

Anfangs hielten sie die Erregungen, die nach der Abreise Maurice's folgten, dann durch den Tod der Mutter sich erneuerten, durch die Abreise des Bruders

und ihre eigene ganz veränderte Lage aufgefrischt wurden in immerwährender Spannung und ließen das Gefühl der Vereinsamung nicht aufkommen.

Als aber die Tage einer wie der andere sich träge und gleichförmig von dem großen Knäuel der Zeit abwickelten und keine Spuren in ihrem monotonen Leben zurückließen als ein leichtes Gähnen, da ward auch ihr elastischer Geist schlaff, ihre Wangen bleichten immer mehr und das Feuer ihres Auges erlosch. Mit einem Wort, sie fand das Leben einer Gouvernante schal und langweilig und sehnte sich nach einem andern Wirkungskreis, aber sie mußte es vor der Hand bei'm Alten bewenden lassen, denn womit sollte sie das Leben fristen?

Fünf Jahre waren vergangen, aus Indien erhielt sie keine Nachricht, wie sie anfänglich immer gehofft hatte und die Gewißheit drängte sich ihr auf, daß Maurice entweder todt, oder sie vergessen sei.

Ihr Bruder schrieb ihr jedoch, daß er dem Geschäft, in welchem er bis jetzt gearbeitet habe, als Compagnion beigetreten, und auf dem besten Wege, ein reicher Mann zu werden sei, daß er ihr aber nicht riethe, nach Mazatlan zu kommen, da das Leben dort für sie unerträglich sein würde, weil sie sich sicher über die Rohheit des männlichen Theiles der Bevölkerung in einem Lande, wo eine Revolution die andern verdrängte und das gesunde Mark aus dem Volke sauge, beklagen würde und keine Frauen finden könne, die

ihr an Bildung gleich wären oder ihre Geschmacksrichtungen theilen könnten, da wohl die Schönheit derselben zu rühmen, ihr Mangel an Intelligenz jedoch betrübend sei.

Er selbst beklagte sich, daß er an einen Ort gebannt sei, wo es ihm so wenig zusage, sprach aber die Hoffnung aus, daß er in einigen Jahren so viel erworben haben würde, um nach England zurückzukehren und mit ihr vereint zu leben.

Dieser Brief trug nicht dazu bei, Susannens Muth zu beleben oder ihre Sehnsucht, die sie fast verzehrte, zu stillen und das ansehnliche Geldgeschenk ihres Bruders ließ sie ganz kalt, besonders da in pecuniärer Hinsicht ihre Stelle eine ausgezeichnete war und sie dieser Unterstützung nicht bedurfte.

Gleichwohl legte sie dieses Geld mit ihren Ersparnissen zusammen bei einem berühmten Banquier nieder und dieser fragte sie, ob sie Eisenbahnactien dafür haben wollte, oder in welcher Weise er es verwenden sollte.

„Wie Sie es verwenden, ist mir ganz gleichgültig, dafern es nur untergebracht ist," entgegnete sie in den vornehm nachlässigen Tone, der ihr eigen war.

Ein Herr in tiefer Trauer stand neben ihr und wäre sein Gesicht weniger genial gewesen, so würde sie jedenfalls empört über die forschenden Blicke gewesen sein, mit welchen er sie musterte, als sie so sprach.

Der Umstand, daß er nicht mehr sehr jung war, daß er trauerte und daß er genial schien, sprach zu seinen Gunsten und sie ließ es geschehen, daß er artig neben ihr herging und sie bis zur Thür des Gesandtschaftshôtels begleitete.

Jetzt wußte er, wo sie wohnte und sehr oft, wenn sie mit den Kindern ausging oder ausfuhr, war es das geniale Gesicht, was sie sah, oder ein umflorter Hut, der vor ihr abgezogen ward und vielleicht länger in der Hand des Besitzers blieb, als es nothwendig war um einer blosen Pflicht der Artigkeit zu genügen.

Plötzlich war die Trauer um die verstorbene Gattin, die schon längst aus dem Herzen gewichen, auch aus der Kleidung des Professor Gothing verbannt und Susanne bemerkte dies ohne Befremden.

Das Herz hatte im Bezug auf die Liebe neue Knospen getrieben und die schöne stolze Engländerin nahm die Huldigungen eines geistreichen Mannes ohne Prüderie auf, denn sie sehnte sich nach Sympathie und einer Stütze.

Susanne war sechs Jahre im Hause des Gesandten gewesen, als die liebliche Mauth ihr den Brautkranz brachte, auf den ihre Thränen fielen, während Lady Bentley für eine anständige Ausstattung sorgte und Susanne sich ihr Haus mit Hülfe ihres kleinen Kapitals geschmackvoll und comfortabel einrichtete.

Die erste Jugend lag hinter der jungen Frau, ihr

Herz ward von der Liebe des Professors wenig berührt, aber sie war klug und edel genug, um ihn weder durch übertriebene Ansprüche noch üble Launen zu kränken.

Sie empfing seine Freunde artig, zeichnete die aus, die er bevorzugte und fügte sich in seine Wünsche und Gewohnheiten, so schwer ihr dies bei der Selbstständigkeit ihres Charakters, auch ward, besonders da die große Vermittlerin die Liebe fehlte.

Als später die Schwester des Professors starb, nahm sie ihre einzige Tochter Gabriele auf, erzog sie und betrachtete sie, da sie selbst keine Kinder besaß, wie ihr eigenes Kind.

Mit der Zeit gewann sie ihre Heiterkeit und die Elasticität ihres Geistes wieder, denn der Umgang mit geistreichen Personen, mit Reisenden, Künstlern und Schriftstellern war für sie anregend und aufmunternd, so daß sie selbst für geistreich und liebenswürdig galt, aber gleichwohl tönte die verstimmte Saite ihres Herzens noch bei der leisesten Berührung. Sie zeigte keinen Schmerz, denn dazu war sie zu stolz, aber eine ungeheure Reizbarkeit und leicht Kälte, und diese Mißtöne erklangen dann oft am lautesten, wenn in ihrer Seele Alles Harmonie zu sein schien.

Ihr Bruder war reich geworden, californisches Gold und Silberbarren aus den Bergwerken unfern der Küste am stillen Meere, Gegenstände, die auf englische Schiffe geschmuggelt wurden und auf dem stillen Ocean ihrer

Bestimmung entgegensegelten, waren hauptsächlich die Quellen des Reichthums der dortigen Kaufleute, und da Susannens Bruder ein kühner unternehmender Mann war, dessen maßloser Ehrgeiz keine Grenzen kannte, so führte er gewöhnlich die Schmuggelexpeditionen selbst an und ward bei einer solchen Gelegenheit von einem Douaneboot verfolgt; von der Brandung an eine jener furchtbaren Klippen geworfen, an denen das Gestade des stillen Oceans dort so reich ist und seine Freunde entrissen den Haifischen nur mit Mühe seine Leiche, um ihr ein christliches Begräbniß zu geben und die Gewißheit seines Todes zu haben.

Sein Compagnon war ehrenhaft genug, um der Schwester und einzigen Erbin die Hinterlassenschaft des unglücklichen Mannes zukommen zu lassen und so groß der Reichthum, den Susanne jetzt erhielt auch war, so hätte sie ihn doch gern hingegeben, wenn sie ihren Bruder wieder lebend vor sich gesehen hätte, ihn, der ihr zwar ihr für ihn geopfertes Kapital mit zehnfachen Zinsen zurückgab, aber durch seinen Tod das Letzte raubte, was ihrem Herzen aus der Jugend geblieben war.

Die Welt sah keine Thränen, der Professor hörte keine Klage und doch litt dieses Weib unendlich, denn von der Wunde, die sie aus Liebe zu diesem Bruder erhalten, hatte jetzt sein Tod den Verband abgerissen und sie lag klaffend und von Neuem blutend da. Ja sie war um so schmerzender, da sie das Opfer

umsonst gebracht hatte, welches sie mit ihrem Lebensglück bezahlte.

Wie verschieden sind doch die Frauenleben, das eine fließt ruhig dahin, wie ein Wiesenbach zwischen blumigen Ufern und endet ohne daß Jemand außer den zunächst Stehenden, etwas von diesem Leben hörte.

Andere Frauen können ihr Leben mit gewaltigen Strömen vergleichen, die dem Meer der Ewigkeit zurauschen und Trümmer von Glück und Verwüstung mit in dasselbe nehmen als wären es Theile gestrandeter Schiffe, aber diese Schiffe sinken nicht an der Mündung von einem gewaltigen Sturme gebrochen, sondern die feindlichen Mächte rauben ihnen heute einen Mast, morgen ein Segel, bis ganze Tagelage dahin ist, dann kämpft der tanzende Rumpf und das zuckende Herz begräbt endlich die Strömung, ehe sie weit gekommen sind.

Noch Andere treiben auf der hohen See und kämpfen wie muthige Männer, ohne das Steuer loszulassen und zahllos sind die Leiden und Gefahren, die wie von einem Sturme herbei getrieben, ihr Schifflein umlagern. Bald schwimmt es auf dem Kamme einer hohen schaumgekrönten Welle, bald sinkt es hinab in Tiefe und Nacht um wieder emporgehoben und hinabgestürzt zu werden, aber sie halten sich oben, denn jeder Frau maß gewiß Gott in seiner Weisheit die Kräfte ab, deren sie bedarf, um die Leiden tragen zu

können, welche ihr bestimmt sind, und wer nicht zu früh feig die Flagge streicht, sieht noch den Sonnenschein besserer Tage.

So war es auch bei Susanne, Gott ließ ihr Jahre der Ruhe, dann raffte ein Fieber ihren Gatten hinweg und wieder löste sich ein Band, was sie an's Leben fesselte und was es ihr erträglich machte, aber wieder kam keine Klage über ihre Lippen. Sie sah ihre Freunde bei sich, sie ging in Gesellschaft, machte kleine Reisen und genoß alle die Annehmlichkeiten des Reichthums, ohne eigentlich wahren Genuß davon zu haben, bis ein neuer Schicksalsschlag in der Verheirathung Gabrielens sie traf und sie mit mehr Bitterkeit erfüllte, als alle früheren es vermocht hatten.

Marie versuchte es, sie zu trösten und es gelang ihr, aber auf Kosten ihres Vermögens, eines Vermögens, dessen Werth sie nicht eher anerkannt, als bis sie wußte, daß sie es verloren hatte.

Der Gedanke nach so vielen Verlusten auch noch arm zu sein, hatte für sie etwas Entsetzliches und nur in Gabrielens liebenswürdigem Entgegenkommen fand sie, wie Daute sebr richtig berechnet hatte, das einzige Heilmittel, obgleich, wie schon erwähnt es ihr schmerzlich war, arm in deren Haus zu treten.

Was sie hier erwartete, wissen wir und wenn es eine Beruhigung für die stolze Seele, einen Balsam auf ihre Wunden geben konnte, so war es das Wiederfinden dieses Mannes und die Gewißheit sich noch

geliebt zu wissen, obgleich fast dreißig Lenze an ihr vorüber gegangen waren.

Die arme Susanne, sie war jetzt glücklich und doch bot ihr das Schicksal, nachdem es ihr so viel genommen, nichts, als einen Freund, aber einen treuen erprobten Freund, der entschlossen war, den Rest seiner Tage mit ihr zu verleben und wenn es möglich war in ihren Armen zu sterben.

Daß er die Mittel und auch den Willen besaß, dem Wesen, dessen Frühlingsblumen er zertreten, den Abend seines Lebens angenehm zu machen, daß sie mit Buchsbaum zugleich seine Universalerbin werden sollte, davon wußte sie nichts und er hütete sich wohl davon zu sprechen. Er begnügte sich nur, ihrem Neffen, dem Gerichtsrath, eine bedeutende Summe zuzusenden, die dieser ihr als aus dem Creditwesen Daute's gerettet, in einzelnen Posten zusenden mußte und es läßt sich nicht leugnen, daß es sie mit einiger Freude erfüllte, wenn sie eine solche Geldsendung erhielt, sicherten sie ihr doch eine gewisse Unabhängigkeit, deren sie bedurfte, wenn sie sich wohlbefinden sollte.

Daß unter solchen Verhältnissen das Zusammenleben im Hause Buchsbaum's ein höchst angenehmes war, brauche ich wohl nicht erst zu versichern und so sehr Buchsbaum anfangs die Idee seines Onkels, die Professorin könne eine passende Gesellschafterin für ihn abgeben, belächelt hatte, so war diese doch über alle Erwartung verwirklicht worden.

Griseldis war bald nach der Ankunft der Professorin abgereist und mit ihrer Mutter nach Heiligenburg zurückgekehrt, froh, daß durch das Verschwinden Velten's die Heirathsangelegenheit auf so zufriedenstellende Weise erledigt worden war.

Der Freiherr kehrte ebenfalls bald nach seiner Garnison zurück, denn sobald Griseldis Coblenz verlassen hatte, fühlte er kein Verlangen mehr, eine Gastfreundschaft länger zu benutzen, die ihm so großmüthig gewährt worden war.

Er reiste um so lieber, da er durch die Vermittlung Buchsbaum's von dessen Onkel die Summe erhalten hatte, deren er bedurfte, um seine Gläubiger zu befriedigen, und sobald dies einmal geschehen war, nahm er sich fest vor, sich sehr einzuschränken, um keine Schulden wieder machen zu müssen und das bezahlen zu können, was er für eine Ehrenschuld hielt; die Summe an den indischen Oberst, der sie ihn ja auf sein bloses Wort, ohne alle Bürgschaft geliehen hatte.

Ueberhaupt war eine wesentliche Veränderung mit ihm vorgegangen, und seine Kameraden erkannten ihn kaum wieder, während seine Mutter den Tag segnete, an welchem er die Reise angetreten hatte, da er nach seiner Rückkehr nicht mehr leichtsinnig und gedankenlos war, sondern sich als rechtschaffener und solider Mann zeigte.

Zwar betrübte sie sich, als mit seinem Leichtsinn

auch die blühende Gesichtsfarbe schwand, als er von Bällen und Gesellschaften zurückblieb. Sie suchte die Ursache in körperlichem Unwohlsein, da er über die Begegnung geschwiegen hatte, indessen beruhigte er sie dadurch, daß er ihr versicherte, er befinde sich vollkommen wohl und es werde sich schon wieder mit seinem Aussehen bessern.

Selbst war er allerdings nicht so zuversichtlich, denn er wußte recht wohl, wie tief die Liebe zu Griseldis gewurzelt hatte und wie wenig Hoffnung ihm blieb, ihr Herz zu gewinnen, ohne welches er auch nicht nach ihrer Hand strebte, wie Velten es gethan hatte und er wußte recht wohl, daß er ohne ihren Besitz niemals wieder seine frühere Heiterkeit erlangen könne und froh sein müsse, wenn es ihm gelänge, den Sturm in seinem Innern nur einigermaßen zu beschwichtigen.

Fünftes Kapitel.

Das Schloß Belten's, welches, wie wir wissen, im Harze lag, ward Schulden halber verkauft und der Gerichtsrath erhielt vom Oberst die Vollmacht so wie die Anweisung auf die nöthigen Gelder, um es kaufen zu können und es auf den Namen derer von Buchsbaum einregistriren zu lassen, damit es ihnen und ihren Nachkommen als Stammgut verbliebe.

Buchsbaum wußte hiervon nicht eher etwas, als bis ihm der Kauf zur Unterschrift vorgelegt ward, und das Halloh, was er bei dieser Nachricht erhob, war kein geringes, da er die Größe von dem Reichthum seines Onkels nicht kannte und in dieser Freigebigkeit ein ungeheures Opfer sah.

Sein Onkel lachte herzlich, um aber seine allzuzarten Bedenken ein wenig zu beschwichtigen, sagte er ihm, daß es ihm erst nach seinem Tode zufallen sollte und daß er es bis dahin selbst zu bewirthschaften und

theilweise zu bewohnen gedächte, vielleicht noch weitere Ankäufe dazu machen wollte, wenn sich die Gelegenheit böte, da er weit lieber sein Geld in Grundbesitz verwandeln möchte, als es todt daliegen zu haben.

Zum Schlosse gehörte ein Forstrevier, welches ein Förster oder Jäger verwaltete und Buchsbaum sowohl, wie sein Onkel, beides leidenschaftliche Jäger, brannten vor Verlangen, dieses Revier zu begehen, um einen Vorschmack der Freuden eines hier zugebrachten Winters zu empfinden.

Sie reisten daher in Begleitung der ganzen Familie dahin ab und machten, kaum angekommen, die Bekanntschaft des nächsten Nachbarn, der ihnen, da er von dem Reichthum des neuen Besitzers gehört hatte, seine Aufwartung sofort machte.

Der Edelmann war ein Mann, der wie so viele Leute in der Jetztzeit, Geld brauchte, und sein Besitzthum dem reichen Ausländer im Scherze anbot und im Ernst verkaufte, als sie sich um den Kaufpreis geeinigt hatten und sobald dies geschehen, war das Geschäft bald abgeschlossen.

Das Jagdrevier hatte sich durch diese Acquisition ungemein vergrößert, denn zu dem zuletzt gekauften Gute gehörte noch mehr Wald als zu dem Schlosse Belten's, welches neu restaurirt und nach dem Geschmacke der Professorin hergestellt werden sollte.

„Jetzt werden wir uns wohl nach einem tüchtigen Forstmann umsehen müssen,“ sagte der Oberst, als er

mit seinem Neffen durch den sehr verwahrlosten Wald schritt, der sich seit Velten's Flucht so ziemlich ohne Aufsicht befunden hatte, „denn weder Du noch ich werden im Stande sein, hier Ordnung zu schaffen, und ich glaube, Du weißt einen Mann, mit dessen Wahl die Tante schon zufrieden sein würde, wie ich überzeugt bin.“

„Du meinst Edmund, den armen Teufel, welcher froh sein wird, wenn er wieder grüne Wipfel über seinem Haupte, eine Jagdbüchse auf der Schulter und den weichen Boden des Waldes unter seinen Füßen fühlt.“

„Glaubst Du, daß er sich so zufrieden in dieser früher von ihm aufgegebenen Stellung fühlt, wie wir es mit seinen Leistungen sein könnten?“

„Gewiß glaube ich dies, denn seit er einsehen gelernt, daß er einem Phantom nachjagte, wird er froh sein, wieder zu seinem ursprünglichen Berufe zurückkehren zu können; indessen, wir sind noch nicht so weit und es ist möglich, daß ihn seine Gläubiger noch eine Zeit lang fest halten, während wir doch sehr bald — —“

„Die Tante sagte mir, daß sie Nachrichten von William erhalten hätte, welche dahin lauteten, daß sich in diesen Tagen seine Angelegenheiten als geordnet betrachten ließen und man ihm nun seine Freiheit geben würde.“

„Dies wäre ein Glück für ihn und uns, denn das

rasch vorwärtsschreitende Frühjahr fordert Thätigkeit allenthalben, und wenn Du das Vertrauen zu Daute hast, daß er hier am rechten Platze ist, so könnte ich vielleicht an ihn schreiben und seinen gewiß bangen Sorgen um die Zukunft dadurch ein Ende machen, daß ich ihn von Deinem Entschlusse in Kenntniß setze."

„So viel ich glaube, wird Niemand lieber als die Tante dies Geschäft besorgen, die ja immer noch, trotz der Verluste, die er ihr bereitete, für ihren Lieblingsneffen schwärmt."

Buchsbaum machte hierauf keinen Einwurf, denn der Wille des Onkels war ihm Gesetz.

Die Herren kehrten in das Schloß zurück und der Oberst konnte sich die Freude nicht versagen, die Professorin von seinem Plane in Kenntniß zu setzen und anzufragen, ob er ihre Billigung habe.

„Ei ja wohl!" rief sie mit ungewöhnlicher Wärme und ergriff die Hand des Obersten. „Der Plan besitzt nicht blos meine Billigung, sondern ich danke Ihnen auch, theurer Maurice, auf's herzlichste, daß Sie meinen armen Neffen auf einen Platz stellen wollen, auf welchem er die Scharte, die er erhalten, wieder auswetzen kann."

„Wollen Sie ihm schreiben, daß er zu uns kommen soll, sobald er dort fort kann?" fragte der Oberst.

„Gern werde ich dies thun und ich bin stolz darauf, daß ich es sein kann, welche ihm die Zukunft in einem heiteren Lichte zeigt."

„Nun so schreiben Sie, ich werde Sie verlassen, denn ich sehe Ihnen an, daß Ihr edles Herz sich danach sehnt, der Taube gleich, dem Verzagenden das Oelblatt zu bringen, welches ihm sagt, daß Brod für ihn wächst.“

Mit diesen Worten verließ er sie und die Professorin sah ihm gerührt nach, denn sie fühlte recht wohl, daß in seinem Betragen viel Rücksicht für sie lag, mehr als sie erwartet und verdient hatte, und sie dachte mit Seufzen daran, daß die Zeit der ritterlichen Galanterie mit den wenigen Veteranen, die sie repräsentirten, zu Grabe getragen werden würde, da ihrer Meinung nach keiner der Liebhaber unserer Generation so viel für die Dame seines Herzens thun würde, besonders wenn sie ihn, wie sie es gethan hatte, verabschiedete, um einen Andern ihm vorzuziehen, der, wenn auch nicht von ihrem Herzen erwählt, doch immer der Begünstigte war.

Es war dies ein allerdings später Triumph für die gute Susanne, aber welches Weib fühlte sich wohl zu alt für einen Solchen? Besonders wenn es einsam, ohne nähere Bande dasteht und keine Pflichten zu erfüllen hat, die ihr verbieten, den Triumph zu genießen.

Susanne schwelgte also im Genusse dieses Triumphs und ohne es selbst zu wissen, hatte sie die Härte des Stahls, welche sie früher beherrschte, gemildert, sie schrieb

Edmund einen Brief voll Milde und Güte, wie er ihn kaum von ihr erwartet hätte.

Wir wollen ihn hier nicht mittheilen, sondern lieber selbst nach einem Orte zurückkehren, wo wir Edmund finden, um lieber die Wirkungen zu beobachten, die der Brief hervorbrachte, besonders da er zu einer Zeit ankam, wo Edmund ohnedies erregt war.

„Nun, Herr Daute,“ sagte sein Hauptgläubiger, „es hat sich aus den Acten herausgestellt, daß Sie weit weniger strafbar sind, als wir geglaubt haben, daß Velten weit mehr schuldig ist und er sich wirkliche Betrügereien erlaubt hat. Sie haben nicht blos Ihr Eigenthum verloren, sondern auch das Vermögen Ihrer Tante ist hin und es thut uns leid, daß wir die Sache auf die äußerste Spitze getrieben haben, da trotz der Kosten, die wir uns selbst bereitet, noch immer ein ganz leidliches Arangement zu Stande gekommen ist.“

„Dies sagte ich Ihnen ja gleich, als ich Sie nur noch um einige Wochen Frist bat, indessen läßt sich die Sache nun nicht ändern und ich darf nicht murren, daß Sie mich meiner Freiheit beraubten und meine Zukunft vernichteten.“

„Die Versicherung will ich Ihnen wenigstens geben, daß Sie jetzt unbelästigt gehen können, wohin es Ihnen beliebt und ich verspreche Ihnen auch, keine weiteren Ansprüche geltend zu machen, wenn Sie sich wieder

empor arbeiten sollten. Sie sehen, daß wir nicht unbillig sind.“

So war Daute also nun frei, er durfte wieder bei seiner Familie sein, welch' ein wonnevoller Gedanke war dies, nachdem er länger als ein Jahr von ihr getrennt gewesen war und auf eine Häuslichkeit, wie er sie früher besaß, hatte verzichten müssen.

Welch' ein Genuß wieder mit Marie ohne den lästigen Wächter verkehren zu dürfen und wieder als Schützer an ihrer Seite zu sein, nachdem sie so lange bei ihrer Jugend und Schönheit sich selbst überlassen gewesen war.

Er packte daher schnell seine Habseligkeiten zusammen, nahm ein Bündel unter den Arm und marschirte mit schnellen Schritten dem wohlbekannten Dörfchen zu.

Marie wußte nicht, daß er kommen würde und hatte daher auch keine Vorbereitungen treffen können, um seinen Empfang zu verherrlichen, aber bedurfte es dieser Aeußerlichkeiten für Edmund? Fragte er nach Kränzen und Blumen, wenn nur ihr Herz ihn willkommen hieß und ihr Antlitz die Spuren der Freude zeigte, sobald sie ihn erblickte.

Marie saß wie gewöhnlich an ihrem Nähtisch und arbeitete so emsig, daß sie erst aufsah, als ein Schatten an dem Fenster vorüberschwebte, welches in das kleine Gäßchen führte.

Daß dieser Schatten Edmund gehörte, wußte sie nicht und ein anderer Mann interessirte sie nicht, denn

Rudolph, der Einzige, der sich für sie interessirte, hatte mit seinen Bewerbungen bei ihr kein Glück gemacht; sie hatte ihn, der nach langen Kämpfen sich endlich den Entschluß abgerungen hatte, seinen Ueberfluß mit der armen Wittwe und ihrem Kinde zu theilen, ganz offen gesagt, daß sie verheirathet sei, daß sie ihrem Manne treu zu bleiben wünsche, wenn sie auch jetzt getrennt von ihm wäre und ihr Glück von einer Wolke verdunkelt werde, und er hatte sich zurückgezogen.

Er empfand keine Bitterkeit, denn er fand es sehr natürlich, daß eine Frau mit Innigkeit an dem Manne hinge, den sie einmal erkoren, und er entzog der kleinen Griseldis nicht die Beweise seines Wohlwollens, die er ihr gegeben, ehe er von ihrer Mutter abgewiesen ward.

Griseldis lohnte ihm dies aber auch durch kindliche Liebe und Anhänglichkeit, denn ein Kind fühlt sich zu dem hingezogen, der sich selbst ein einfaches Herz und kindliches Gemüth bewahrt hat.

Sie überwand daher ihre Schüchternheit und ging mit hinüber in das düstere Haus, wenn sie Rudolph abholte, um ihm Stunden lang Gesellschaft zu leisten und die Herrlichkeiten zu bewundern, die ihrer Hütte fehlten und drüben vorhanden waren.

Natürlich kam sie bei dieser Gelegenheit auch mit der Elster in Berührung und sie fand sie jetzt weniger schrecklich, ja es entspann sich sogar eine Art Freundschaft zwischen ihnen, die Rudolph sehr ergötzte

und für Griseldis eine Quelle neuen Vergnügens ward.

Ueberhaupt wäre nichts mehr im Stande gewesen, ihn zu erheitern und ihm seine Schwermuth vergessen zu machen, als der Umgang mit einem klugen und liebenswürdigen Kinde. Er holte sich daher das kleine Mädchen so oft als dies möglich war und hatte keine Ahnung, daß er auch diese neu gefundene Freundin sobald schon wieder verlieren sollte.

Als Daute nach Hause zurückkehrte, war Griseldis ebenfalls wieder bei Rudolph, und Daute, dem Marie nichts von dem verschwiegen hatte, was sich zwischen ihr und Rudolph zugetragen, hielt es für seine Schuldigkeit, hinüber zu gehen und sein kleines Mädchen abzuholen, sowie Rudolph für die Güte zu danken, die er seiner Familie bewiesen hatte, während er selbst fern von derselben sein mußte.

Als daher der erste Freudenrausch vorüber war und die Gatten sich recht herzlich ausgesprochen hatten, erhob sich Daute, um sich dieser Pflicht sobald als möglich zu entledigen, denn er beabsichtigte zunächst zu seinem Bruder zu gehen und diesen sowohl wie Diejenigen, welche zeigten, daß sein Unglück ihm ihre Herzen nicht entfremdet hatte, zu bitten, ihm zu seinem weiteren Fortkommen behülflich zu sein, wenn dies in ihren Kräften stände.

Schon längst hatte es ihn beunruhigt, daß Marie fast allein durch ihren Fleiß und die Entbehrungen,

in die sie sich ohne Klage fügte, ihre Existenz, so wie die seines Kindes sicherte und er wünschte so schnell als dies möglich war, diesem unnatürlichen Zustande ein Ende zu machen und wieder auf seinem Platze als sorgender Familienvater zu stehen, denn er fühlte recht wohl, daß nichts den Mann so in den Augen des Weibes herabsetzen kann, als Unthätigkeit und Untüchtigkeit.

Seine Absicht war, schon am nächsten Tage abzureisen und deshalb schob er den Besuch bei Rudolph nicht länger hinaus, besonders da er seine Frau und sein Kind jetzt zurücklassen und erst dann abholen wollte, wenn er Brot für sich und seine Familie gefunden hätte.

Lächelnd sah ihm Marie nach, als er so dahin schritt, denn sie vermuthete, daß die Eile, mit welcher er den Besuch abzumachen wünschte, nicht blos von der Dankbarkeit hervorgerufen ward, obschon er dies behauptete.

Sie vermuthete vielmehr, daß es der Wunsch sei, sich mit diesem neuen Gegner zu messen, der ihn vorwärts trieb und daß er Gewißheit haben wollte, was er bei einer erneuerten und vielleicht länger dauernden Abwesenheit zu fürchten habe, denn obgleich ihm Marie versichert hatte, daß derselbe weit hinter ihm zurückbleiben müsse, so glaubte er ihr doch nicht und wollte sich selbst überzeugen.

Seine Hand zitterte ein wenig, als er die an der

Gartenpforte angebrachte Glocke zog und sein Herz schlug schneller, als sich ein ruhiger Schritt auf dem Kieswege hören ließ, der langsam näher kam.

Die Thür öffnete sich, beide Männer standen sich gegenüber und maßen sich mit forschenden Blicken.

„Was wünschen Sie von mir?“ fragte Rudolph endlich.

„Zuvörderst möchte ich Ihnen danken, daß Sie sich so freundlich gegen meine Frau und meine Tochter gezeigt haben, und dann möchte ich mein kleines Mädchen, was Ihnen gewiß lästig sein muß, wenn es so lange bleibt, heimholen, so wie Sie bitten, diesen Abend unser Gast zu sein.

„Sie sind also Herr Daute, der Vater meines kleinen Lieblings?“ fragte Sandel, ohne die Einladung anzunehmen oder abzulehnen.

Daute antwortete durch eine Verbeugung.

„Dann bitte ich, daß Sie eintreten und Griseldis spielen sehen, um sich zu überzeugen, daß von Belästigung keine Rede sein kann.“

Daute leistete dieser Aufforderung Folge und stand bald im Zimmer Rudolph's, wohin dieser ihm vorausgegangen war.

Griseldis sah ihn eintreten und alle ihre Spielsachen wegwerfend, eilte sie ihm entgegen und rief:

„Der Papa! Der liebe gute Papa!“

Daute nahm das Kind auf seine Arme, küßte es und streichelte ihm den schönen Lockenkopf, während

sich Rudolph seufzend abwendete, um seine Bewegung zu verbergen. O, was hätte er darum gegeben, wenn er ebenfalls ein Wesen besessen, was sich mit solcher Innigkeit ihm angeschmiegt hätte, wie es Griseldis mit ihrem Vater that.

Wie glücklich war dieser Mann im Besitze eines solchen Weibes und eines solchen Kindes, während er Nichts besaß, als einen armen Vogel, ein erbärmlicher Ersatz für ein intelligentes, liebendes Wesen.

Um diesen wehmüthigen Empfindungen nicht länger Preis gegeben zu sein, näherte sich Rudolph Daute wieder, nöthigte ihn zum Niedersetzen und sagte:

„Sie sind heute erst in unserm stillen Dörfchen angekommen? denn als ich Ihre kleine Tochter abholte, waren Sie nicht zugegen.“

„Vor einigen Stunden bin ich gekommen und da ich beabsichtige, morgen schon wieder abzureisen, habe ich mir erlaubt, Sie zu besuchen.“

„Wohin werden Sie gehen?“

„Vor der Hand zu einem Bruder, der in Markheim wohnt.“

„In Markheim? Ist das möglich?“

„Befremdet Sie dies?“

„Eine ehemalige Schülerin von mir, eine Fräulein Valerie Steinigen ist an einen Assessor Daute in Markheim verheirathet und ich vermuthe, daß dies ein Verwandter von Ihnen ist.“

„Allerdings ist Valerie meine Schwägerin.“

„So können Sie mir ohne Zweifel auch sagen, ob sie sich wohlbefindet und ob die Anforderungen, die sie an das Leben zu machen berechtigt war, erfüllt worden sind.“

„Obgleich man eigentlich nicht sagen kann, daß Valerie heiter und lebensfroh aussieht, so glaube ich, es liegt dieser Ernst mehr in ihrem Charakter, als in verfehlten Lebenshoffnungen oder Verhältnissen, die ihr nicht zusagen.“

„So ist also die Frau immer noch so ernst und zurückhaltend, wie das Mädchen war?“ fragte Rudolph bekümmert.

„Sie ist noch sehr ernst und meine Frau behauptet allerdings, es müsse ein Kummer auf ihrer Seele lasten, wenigstens früher war dies der Fall, jetzt hat sie sie länger nicht gesehen und ich habe so lange, als meine Frau hier wohnt, nicht mit ihr davon gesprochen.“

„Und ihre Schwester Griseldis? Ist diese glücklich verheirathet?“ fragte Rudolph mit zitternder Stimme, ohne auf die letzte Bemerkung etwas zu erwidern.

„Griseldis ist noch gar nicht verheirathet!“

„Sie ist noch nicht verheirathet?“ rief Rudolph mit so heftiger Bewegung, daß dieselbe Daute nicht entgehen konnte. „Sie ist noch nicht verheirathet? und doch las ich ihre Vermählung in den Zeitungen?“

„Das kann nicht sein oder es ist eine Namensverwechselung gewesen,“ entgegnete Daute ruhig.

„So ist Griseldis wirklich noch frei?“

„So viel ich weiß, ja. Sie stand zwar im Begriff sich mit dem Baron von Belten — und wie ich vermuthe, gegen ihre Neigung — zu verloben. Die Schlechtigkeit dieses Mannes kam jedoch noch an den Tag, ehe sie sein Opfer ward. Er hat sich heimlich entfernt und selbst, wenn er zurückkehrt, kann von einer Heirath nicht die Rede sein.“

„Mit dem Baron von Belten? Ist das möglich?“

„Meine Frau kann Ihnen hierüber Näheres mittheilen, wenn Sie mich nach Hause begleiten und den Abend mit uns zubringen wollen, denn wie Sie wissen, kümmern sich die Frauen weit gründlicher um die Herzensangelegenheiten Anderer, als wir Männer.

Beide schwiegen und Daute fragte endlich:

„Nun sind Sie gesonnen, mit mir zu gehen? Sie werden uns herzlich willkommen sein.“

„Es würde Unrecht von mir sein, wenn ich Sie des einzigen Abends berauben wollte, den Sie zu Hause zubringen und ich bitte Sie blos, mir zu sagen, wo sich Griseldis gegenwärtig aufhält, damit ich an sie schreiben kann und eine Anfrage thun, weshalb sie ihren Lehrer so lange vernachlässigt hat.“

„Dies kann ich Ihnen nicht sagen und wenn Sie ihre Adresse haben wollen, so müssen Sie schon mit

mir gehen. Meine Frau, die in Briefwechsel mit Valerie steht, kann sie Ihnen genau angeben."

„Nun wenn Sie glauben, daß es nicht unbescheiden von mir ist, Ihrer freundlichen Einladung Folge zu leisten, so werde ich mit Ihnen gehen."

„O nein, Sie erfreuen uns; doch sagen Sie mir, woher kennen Sie meine Schwägerin?"

„Jahre lang war ich ja ihr Lehrer und Freund."

„Das ist eine andere Sache," entgegnete Daute und schickte sich zum Fortgehen an.

„Nur noch um einige Minuten bitte ich, um meine unscheinbare Kleidung mit ein wenig Eleganz zu umgeben," sagte Rudolph, der bei dem Gedanken, daß Griseldis noch unverheirathet und vielleicht für ihn zu haben sei, ein ganz anderer Mensch geworden war, als er schien, wie sein Gast eintrat.

Daute trat an das Fenster und schaute in den Garten hinab, während sich Rudolph ankleidete.

Als er fertig war, erhoben sie sich, nahmen Griseldis in die Mitte und schritten dem Ausgange zu, während die Elster unter dem Rufe: „Griseldis!" ihnen folgte wie ein Hund.

Rudolph drehte sich nach ihr herum, diesmal schien dieser Ruf keine wehmüthigen Erinnerungen zu wecken, sondern kam ihr eher wie ein Siegesgeschrei vor, was lauten Jubel in seinem Herzen weckte. Kaum hörte er, was Daute sprach, kaum sah er, daß sie vor der niedrigen Thür des Häuschens standen, dessen Be-

wohnerin ihm die gewünschten Aufschlüsse geben sollte, er kam sich wie ein Trunkener vor, der sein Wahrnehmungsvermögen verloren hatte.

Marie war nicht wenig erstaunt, daß es ihrem Gatten gelungen war, den Sonderling mit fortzubringen, sie war jedoch noch erstaunter, als sie hörte, daß dieser schlichte Mann es sei, der die beiden Schwestern gefesselt und von ihnen so tief betrauert ward.

Sie beeilte sich daher, ihm alle die Aufschlüsse zu geben, die sie ihm geben konnte und rieth ihm, lieber selbst nach Heiligenburg abzureisen, als erst durch weitläufige Schreiberei Mißverständnisse aufzuklären, die, wie sie ihm versicherte, auf Griseldis Liebe keinen Einfluß geäußert hätten.

Ferner erzählte sie ihm einen Theil dessen, was sie im Bezug auf Velten und Ellen erlauscht hatte und berief sich zur Bestätigung der Wahrheit dessen, was sie versicherte, auf den Freiherrn von Frendel, der sich jetzt gewiß nicht mehr durch sein Ehrenwort zum Schweigen verbunden sehen würde.

Marie bereitete ein einfaches Abendbrot und als sie sich eben zum Genuß desselben niedergesetzt hatten, klopfte der Briefträger und übergab Daute den Brief der Professorin, in welchem sie ihn aufforderte, nach seiner alten Heimath zu kommen, sobald ihm dies gestattet sein würde, wo sich jedenfalls Arbeit und Brot für ihn fände, da der Onkel Velten's Gut gekauft habe.

Der ehemalige Oberförster ahnte nicht, daß es der Wald und das Forstwesen sei, welches ihn rufe; er vermuthete, daß er eine Art Verwalter oder Rechnungsführer werden sollte und da er in seinen gegenwärtigen Verhältnissen nicht wählen konnte, so beschloß er jede Beschäftigung zu ergreifen und statt zu seinem Bruder nach Markheim zu gehen, lieber sogleich nach dem Harze aufzubrechen.

Natürlich erhöhte diese Nachricht die Heiterkeit der kleinen Gesellschaft eher, als daß sie dieselbe verminderte und es war ein fröhliches kleines Mahl, was man genoß. Hätte Daute ahnen können, daß es der Wald sei, der ihn mit seinen tausend Stimmen rufe, so würde seine Freude keine Grenzen gekannt haben, denn zum Forstmann geboren, zog es ihn dahin wie mit magischer Gewalt.

Sechstes Kapitel.

Griseldis war, wie wir wissen, nach Heiligenburg zurückgekehrt, wo sie den Winter zubrachte und sie war nicht wenig überrascht, eines schönen Tages einen Gardeoffizier bei sich eintreten zu sehen, dessen bleiches Antlitz sich bei ihren Anblick vor Freude röthete und der sie wie eine alte Bekannte begrüßte, obgleich sie sich nicht erinnern konnte, unter der Garde Freunde zu haben.

„Herr von Frendel!“ rief Griseldis überrascht, „wie kommt es, daß Sie Ihr Regiment verlassen haben und jetzt diese Uniform tragen, die Sie weit bleicher erscheinen läßt, als die flotte Husarenuniform.“

Frendel seufzte, sah Griseldis mit seinem innigsten Blicke an, aber blieb ihr eine weitere Antwort schuldig.

„Sie werden also hier bleiben,“ sagte Frau Steinigen nach einem minutenlangen Schweigen.

„Allerdings, wenn unser Regiment nicht etwa

Ordre erhält, zu marschiren. In diesem Falle muß ich Sie wieder verlassen."

„Damit wird es wohl gute Wege haben, doch sagen Sie mir, welchen Grund haben Sie eigentlich für diesen Wechsel?"

„Keinen andern, als den Wunsch, hier zu leben und in Ihrem Hause ein gern gesehener Gast zu sein."

„Dies sind sehr lobenswerthe Gesinnungen, für die wir Sie durch freundliche Aufnahme zu belohnen wissen werden," entgegnete Frau Steinigen lachend.

Der Offizier verneigte sich und richtete seine Augen forschend auf das Gesicht von Griseldis.

Es lag in demselben keine Ermuthigung, keine Aufforderung, daß er bei dieser Sprache beharren möge, aber auch nicht jener Widerwille, den er bei ihrer Ankunft in Coblenz bemerkte. Er hatte also Fortschritte in ihrer Gunst gemacht oder ihr Vertrauen in so weit gewonnen, daß sie ihn nicht mehr für einen Abenteurer hielt, der ihre Liebe oder ihre Hand durch jedes ihm zu Gebote stehende Mittel erzwingen wollte, wenn sie entschlossen war, sie ihm zu verweigern.

Durch diese Wahrnehmung zufrieden gestellt, nahm er in ihrer Nähe Platz und begann unbefangen mit ihr zu plaudern.

Früher hatte sich Griseldis kaum die Mühe genommen, ihn selbst oder eine Veränderung an ihm weiter zu bemerken, als wie dies die gewöhnliche Artigkeit forderte.

Jetzt, wo ihr sein verändertes Wesen auffiel, that sie dies mit der Gefühlswärme, die sie stets zeigte, wenn sie ihrer edlen, einfachen Natur keinen Zwang anthat, und Frendel verließ sie entzückt, obgleich er sich nicht mit hochfliegenden Plänen und sentimentalen Hoffnungen herumtrug, denn er hatte die Erlaubniß von der Mama erhalten, zu kommen, so oft er es wünschte und an Griseldis nichts entdeckt, was ihm zeigte, daß diese Besuche störend oder beunruhigend für sie seien, wie dies früher der Fall war.

Der Rest des Winters war vergangen, Frendel war wöchentlich mehrere Male der Gast Steinigen's gewesen; er hatte sie auf Spazierfahrten und in's Theater begleitet, er hatte Concerte mit ihnen besucht und für Griseldis Bücher, Musikalien und andere Dinge besorgt, die sie sich selbst in Folge ihres Gebrechens nicht gut verschaffen konnte und die ihr Dienstleute nie recht brachten, weil sie die Kenntniß ihres Geschmacks und ihrer Wünsche, die Frendel besaß, nicht haben konnten.

Ferner las er ihr vor, hielt Strick- oder Stickwolle, wenn sie wickelte, wendete ihr, wenn sie spielte, das Notenblatt um und hatte bei jeder dieser Dienstleistungen stets einen innigen Blick, ein artiges Wort oder einen Scherz bereit, der sie erheitern oder amüsiren mußte, ohne daß er die leidenschaftliche Natur seiner Gefühle verrieth, und Griseldis ward so an seinen Umgang gewöhnt, daß sie mit Unruhe und Bekümmerniß daran dachte, wie sehr sie ihn vermissen würde,

wenn sie im Mai nach ihrer Besitzung, die so weit von der Stadt lag, gingen, um den Sommer da zuzubringen.

Am Tage vor der Abreise sagte sie daher zu ihm:

„Sie werden mir da draußen sehr fehlen und obgleich ich mich hinaus auf's Land sehne, so möchte ich lieber hier bleiben, um Sie nicht entbehren zu müssen.“

„Hierüber machen Sie sich keine Sorge, mein Rappe trägt mich zu Ihnen, so oft Sie dies befehlen und um Ihnen näher zu sein, habe ich mein Quartier schon gekündigt und beziehe in diesen Tagen eins in der Nähe des Fischthors, was Sie ja passiren müssen, wenn Sie nach Ihrem Grundstück fahren, und welches die äußerste Grenze der Stadt ist.“

„Sie sind zu gut, mein bester Freund!“ rief Griseldis, und ihre Mutter setzte hinzu:

„Wenn Sie dienstfrei sind oder Urlaub bekommen können, bleiben Sie bei uns, bis die Pflicht Sie wieder herein ruft, denn dann sind Sie uns noch näher, als wenn Sie am Fischthor wohnen.“

In diesen wenigen Worten habe ich den Plan für die Sommersaison gegeben und die Festlichkeiten, welche das Programm vervollständigen sollten, erhielten ihren eigentlichen Glanz durch die Ankunft Valeriens, des Gerichtsraths und Mariens kleinem Knaben, welche Personen bis auf den Gerichtsrath erst zum Herbst wieder abreis'ten, da Valerie jetzt ihre Heiterkeit wieder ein wenig gewonnen zu haben schien und sich

zwanglos unter den Gästen bewegte, die im Hause ihrer Mutter und ihres Bruders kamen und gingen.

Unter ihnen befand sich auch die Mutter des Freiherrn, die verwitwete Landräthin von Frendel, die gewöhnlich auf einem kleinen Gute in Pommern ziemlich zurückgezogen lebte, um die Ausfälle, die die etwas verschwenderische Lebensweise ihres einzigen Sohnes gemacht, durch ihre Sparsamkeit zu decken und den alten Glanz des Hauses nicht verlöschen zu lassen, den ihm die Familie seit Jahrhunderten bewahrt hatte.

Als sie hörte, daß ihr Sohn um Versetzung in ein Garderegiment gebeten hatte, erschrak sie; sie fürchtete, der Aufenthalt in der Residenz und der Umgang mit sehr reichen Kameraden würde ihre kleinen Ersparnisse nicht blos wieder verschlingen, sondern auch den Gebesserten wieder in seine alten Fehler verfallen lassen. Allein ihre Befürchtungen waren grundlos und da sie aus den Briefen ihres Sohnes sehr bald eine schwärmerische Liebe herausgefühlt und die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, dieser Liebe zuschrieb, so beschloß sie, nach Heiligenburg zu reisen, um das Ideal seiner Seele kennen zu lernen.

Ihr Sohn empfing sie mit warmer Herzlichkeit, entzog sich ihrem Verhöre nicht durch unklare oder zweideutige Antworten, sondern erzählte ihr offen und wahr die Geschichte seines Herzens von dem Augenblicke an, wo ihm Marie die Möglichkeit des Besitzes gezeigt hatte.

Er schilderte ihr seine Kämpfe und Leiden, den ewigen Wechsel zwischen Furcht und Hoffnung und die Selbstbeherrschung, die es ihm gekostet, sich bisher in seiner so schweren Rolle zu behaupten und nie unmuthig oder ungeduldig zu werden, wenn er dem Ziele nicht näher kam.

„Halte noch eine kurze Zeit aus, mein Sohn,“ entgegnete die Landräthin, „denn wenn ich die junge Dame richtig beurtheile, so ist Deine Prüfungszeit bald vorüber.“

Frendel drückte seiner Mutter einen Kuß auf die liebkosende Hand und bat sie, sich bereit zu halten, um noch an diesem Tage ihren Besuch bei den Damen abzustatten.

Die Landräthin, welcher das Herz bei dem Gedanken an die Leiden ihres Sohnes blutete, begrüßte die Damen mit stolzer Förmlichkeit und erwiderte den herzlichsten Empfang mit ziemlicher Kälte, so daß sie ihr Sohn bestürzt und erschrocken ansah.

Es dauerte jedoch nicht lange, so schmolz diese Kälte unter Griseldis Liebenswürdigkeit hinweg und sie nahm die Einladung bis zur Dauer der Herbstmanöver — die ihren Sohn nothwendig hinweg rufen mußten — da zu bleiben, sehr bereitwillig an.

Sie sah bei ihrem längeren Aufenthalte sehr wohl, daß Griseldis nicht, wie man im gemeinen Leben sagt — in ihren Sohn verliebt war, die warme Freundschaft, die innige Hochachtung und das herzliche Wohl-

wollen, was sie für ihn beseelte, konnte ihr jedoch nicht entgehen und sie war überzeugt, daß bei der unendlich aufopfernden Liebe ihres Sohnes es nicht mehr bedurfte, um Beide glücklich zu machen, besonders da Griseldis in Folge ihres hellen Verstandes und ihres reichen Gemüthes immer eine große Herrschaft über ihn ausüben mußte, obgleich sie als Weib recht wohl fühlte, daß die ersten schüchternen jungfräulichen Gefühle in Griseldis' Herzen entweder einer gebrochenen Blume oder einer entblätterten Rose glichen, die mit ihrem Sohne nicht in Verbindung gebracht werden konnten, und daß eine Heirath, wenn sie zu Stande kam, wenigstens von der Seite des Mädchens eine sogenannte Vernunftheirath sein würde.

Sie hätte daher gern die Sache vor ihrer Abreise und der ihres Sohnes arrangirt, da dies jedoch von demselben nicht gewünscht ward, so reiste sie ab, nahm aber die Hoffnung mit hinweg, daß es sich schon noch in dem alten Jahre entscheiden würde und hierin bestärkte sie auch noch das bedeutsame Lächeln von Frau Steinigen beim Abschiede.

Die Landräthin kehrte wieder nach ihrem Gute zurück und beschloß alle Reparaturen und Verschönerungen, die sie seit Jahren, um Geld zu sparen, unterlassen hatte, nach und nach vornehmen zu lassen, denn sie zweifelte nicht daran, daß im Laufe des nächsten Sommers ihr Sohn mit seiner jungen Frau einige Wochen bei der Mama zubringen würde, und die Leute,

welche ihre Sparsamkeit kannten, wunderten sich nicht wenig über den aufrührerischen Geist, der in sie gefahren war, seit sie aus der Residenz zurückkam, besonders da sie schon vor der Abreise zur Vervollständigung ihrer Toilette übermäßige Anstrengungen gemacht hatte und Prachtstücke anschaffte, von deren Vorhandensein auf der Welt ihre einzige Dienerin keine Ahnung gehabt, weil sie dergleichen nie zuvor gesehen hatte.

Ihre einzige Dienerin sagen wir, wir meinen damit die, welche bei ihr in dem sogenannten Herrenhause war, was ein wenig erhöht auf einer großen Terrasse über den Wirthschaftsgebäuden lag, die sie sammt der Oeconomie verpachtet hatte und wofür sie den Pachtzins theils in Gelde, theils in so viel Naturalien erhielt, wie sie zu ihrem Lebensunterhalte brauchte, und ihre Ansprüche waren sehr mäßig.

Das Gut war, wie schon erwähnt, klein, und als sie es nach dem Tode ihres Gatten übernahm, von einer ziemlichen Schuldenlast bedrückt, denn derselbe wollte sich stets als Edelmann zeigen.

Da sie jedoch sehr sparsam und zurückgezogen von allem Verkehr lebte, so war es ihr gelungen, jährlich eine kleine Summe abzuzahlen und sie hoffte es ihrem Sohne einst ohne diesen entsetzlichen Ballast zu übergeben.

In den letzten zwei Jahren waren diese Ersparnisse größer gewesen, denn ihr Sohn verlangte keine

Zuschüsse und sie beschloß dieselben zu den nöthigen Reparaturen zu verwenden, dem alten grauen Hause ein Frühlingskleid anzuziehen und seine Zimmer ein wenig zu schmücken, denn Griseldis verwöhntes Auge durfte nicht durch Alter und Schmutz beleidigt werden oder ihren geliebten Gemahl für einen schlechten Haushalter erkennen.

Auch half sie sich durch diese Thätigkeit über die Zeit hinweg, die ihr in ihrer Einsamkeit sehr lang zu werden drohte und zeigte ihrem geliebten Sohne, mit wie inniger Liebe sie seiner dachte.

Mittlerweile waren die Herbstübungen zu Ende. Der Freiherr kehrte nach Heiligenburg zurück und trat wieder in seinen Dienst bei Griseldis ein, ohne mit einer Erklärung hervorzutreten, so herzlich und warm sein Empfang auch war, denn aus Furcht, ihr zu mißfallen, entbehrte er lieber das Glück, dies angebetete Weib sein zu nennen, besonders da er aus der Mittheilung Belten's wußte, daß es jedenfalls ihr ehemaliger Lehrer war, den sie geliebt hatte.

Gern hätte er einmal den Zustand ihres Herzens sondirt und das Gespräch auf Sandel gebracht, allein aus Furcht alte Schmerzen wieder wach zu rütteln, verzichtete er auf eine Mittheilung, die er gern um den höchsten Preis erkauft hätte, besonders da er ihr zu verschiedenen Malen Gelegenheit gegeben hatte, sehr leicht ihre Nachrichten da anzuknüpfen, wo er das

Gespräch angebahnt hatte, wenn sie sich bewogen fühlte, ihm ihr Vertrauen zu schenken.

Der Herbst erschien in seiner ganzen Rauheit, die Damen wohnten wieder in der Stadt, denn Frau Steinigen — deren Vater inzwischen gestorben war — hatte sein ziemlich geräumiges Haus geerbt und eine Wohnung für sich für alle Zeiten in demselben reservirt, die sie bezog, so oft sie den Wunsch hegte, in der Stadt zu sein, denn diese Etage war stets möblirt und vollständig zum Gebrauche eingerichtet.

Die Damen wohnten also in der Stadt und Buchsbaum, der mit Frendel seit seiner Abreise von Coblenz in Briefwechsel geblieben war, traf bald nach ihnen in Heiligenburg ein und nahm in Folge ihrer Einladung sein Absteigequartier bei ihnen.

Er beobachtete einige Zeit seinen Freund sowohl wie Griseldis, ohne sich irgend eine Bemerkung zu erlauben, da Frendel ihn gebeten hatte, ja nichts zu übereilen.

Am Tage vor seiner Abreise jedoch als sie heiter bei einem Gläschen Ananaspunsch saßen, sagte er:

„Nun, Kinder, wie mir scheint, spielt Ihr da eine Comödie, die nachgerade anfängt ein wenig langweilig zu werden, nicht wahr, Mamachen.“

Die Mama machte ein erschrockenes Gesicht, Frendel suchte unter dem Tische Buchsbaum's Fuß, um ihn durch einen energischen Tritt sein Mißfallen an dieser unberufenen Einmischung zu erkennen zu geben;

er trat in seiner Uebereilung den der armen Griseldis so heftig, daß sie laut aufschrie.

„O mein Gott! ich bitte tausendmal um Verzeihung!“ rief er und ward bleich wie der Tod. „O mein Gott, ich habe Ihnen wehe gethan und wollte doch —“

„Es ist schon gut, mein Sohn,“ sagte Buchsbaum, „es gehört eben mit zu der Comödie, die Ihr spielt, macht daher diesen Abend noch der Sache ein Ende, sagt einander, daß Ihr Euch liebt, Euch heirathen wollt und einander ewig angehören. Wir, die Mama und ich sind Zeugen und vertreten gewissermaßen Aelternstelle. Also die Sache ist abgemacht.“

Ueber das liebliche Antlitz der sanften Griseldis breitete sich eine warme Röthe und sobald der Freiherr dies bemerkte, ließ er sich mit anmuthiger Geberde auf ein Knie nieder und sagte, ihre Hand küssend:

„Darf ich, theure Griseldis, diese kleine Hand begehren? — Darf ich hoffen, mit derselben auch Ihr Herz zu erhalten?“

„Wenn Sie, einer der schönsten und reich ausgestattetsten Männer wirklich mit mir vorlieb nehmen wollen, wie ich eben bin, so steht einer Verbindung zwischen uns nichts im Wege, wenn wir die Einwilligung unserer Mütter erlangt haben, um die wir wenigstens bei der meinigen bitten wollen.“

„Ich gebe meinen Segen von Herzen gern!“ rief Frau Steinigen lebhaft und schloß den Freiherrn, der

sich ihr näherte, um dankbar ihre Hand zu küssen, in ihre Arme.

„Meine Mutter, deren lebhaftester Wunsch in dieser Verbindung sich realisirt, wird uns nicht blos ihre Erlaubniß, sondern auch ihren Segen von Grund des Herzens gern geben!" rief Frendel und erfaßte von Neuem die Hand seiner Geliebten.

„Und ich, meine Kinder, gebe Euch ebenfalls meinen Segen von Grund des Herzens gern!" rief Buchsbaum mit komischem Ernste, „denn ich kann Euch versichern, daß meine Frau die prächtigste Novität aus irgend einem andern Welttheile, die ich ihr mitbrächte, nicht so entzücken könnte, wie die Nachricht einer Verlobung zwischen Euch."

Wir wollen nicht die Seligkeit des Freiherrn schildern, denn jeder Versuch müßte schon im Voraus als ein mißlungener betrachtet werden, besonders da Griseldis heiter aussah und die Glückwünsche ihrer Bekannten wie eine glückliche Braut hinnahm und sich auch bei den nöthigen Visitten als eine solche gerirte.

Die Landräthin machte in ihrer Freude trotz Schnee und Kälte die weite Reise noch einmal und flüsterte ihrem Sohne in's Ohr:

„Deine Braut ist zum Entzücken liebenswürdig, sie gefällt mir als solche viel besser, wie vorher und ich glaube, sie wird uns als junge Frau noch mehr Freude bereiten."

Da einmal die Landräthin anwesend war, so be-

schloß sie sogleich mit Frau Steinigen Alles, selbst die Bestimmung des Hochzeitstags in's Reine zu bringen, damit sie, wie sie sagte, ihre Maßregeln danach nehmen könnte. Im Grunde aber um ihren Sohn aus aller Ungewißheit zu reißen und ihn wenigstens nun nicht mehr zu langem Warten zu verdammen.

So ward denn in Folge ihres energischen Einschreitens der Hochzeitstag auf Anfang Mai bestimmt. Gleich nach der Trauung eine Reise beschlossen und nach deren Beendigung einige Wochen zu einem Besuche bei ihr bestimmt, wenn die junge Frau nicht darein willigen wollte, so lange bei ihr zu bleiben, bis ihr Gatte von den abermaligen Herbstübungen der Truppen zurückkehrte.

Der Winter verging den Brautleuten ziemlich schnell und das knospende Frühjahr sandte schon seine ersten Boten, sie waren also dem Ziele ganz nahe.

Griseldis gewann Frendel immer lieber, denn sei es nun, daß er sich ihr jetzt, wo er zwanglos und unbefangen war, in seiner wahren Gestalt zeigen konnte, oder daß ihn die Liebe zu ihr wirklich veredelt hatte, oder daß Griseldis, wie größtentheils alle Frauen den Mann täglich lieber gewinnen, wenn sie wissen, daß ihr Geschick an das seine gefesselt ist, ihn aus dem Grunde lieber gewann. Kurz es geschah und sie würde es sogar für ein großes Unglück gehalten haben, wenn irgend ein Hinderniß zwischen sie geworfen worden wäre und ihre Verbindung vereitelt hätte.

Aber welcher Sterbliche war wohl sicher im Besitz seines Glückes? — Giebt es nicht tausend Zufälle und hundert störende Einflüsse, die es vernichten können?

Griseldis war allein zu Hause, ihre Mutter besorgte eine Menge Einkäufe für die Ausstattung ihrer Tochter, als das Mädchen einen Fremden meldete, der weder seinen Namen genannt, noch seine Karte abgegeben hatte.

Die junge Dame zuckte zusammen, denn ihrer Meinung nach konnte es Niemand anders als Belten sein, der plötzlich zurückgekehrt war und ihr Glück stören, oder doch verbittern wollte, wenn es ihm nicht gelang, die Verbindung aufzulösen, die alle seine Pläne durchkreuzt hatte.

Sie antwortete daher dem Mädchen:

„Sage, ich sei nicht zu Hause, oder wir seien nicht zu Hause, denn meine Mutter ist wirklich ausgegangen.“

„Das kann ich nicht sagen, denn ich habe ihm schon mitgetheilt, daß die Frau Mutter ausgegangen, Sie aber zu Hause sind.“

„Nun, so laß ihn eintreten,“ erwiderte Griseldis resignirt.

Nach diesen Worten verschwand das Mädchen, um den Antichambrirenden einzulassen, und Griseldis heftete angstvoll ihre Blicke auf die Thür, durch welche er eintreten mußte.

Sie öffnete sich und auf der Schwelle erschien ein

Mann, dessen Fuß hier festgewurzelt zu sein schien und der dem Beschauer wie ein Bild vorkommen mußte, dessen Rahmen das Thürgewände bildete, denn nichts an ihm rührte sich, alles Leben schien sich in seinen Augen zu concentriren, die er auf Griseldis heftete, um sie in ihrer rührenden Schönheit zu betrachten.

Diese schien ebenfalls in Stein verwandelt zu sein, denn auch sie rührte sich nicht, bis sie sah, daß bei ihrer Unthätigkeit und scheinbaren Gefühllosigkeit der Ausdruck der Freude in dem Gesicht des Besuchers allmälig dahinstarb, um einem schmerzlichen, jammervollen Ausdruck Platz zu machen, der dann das ganze Gesicht beherrschte.

Sobald sie dies bemerkte, erhob sie sich um ihm entgegen zu eilen, da ja doch Niemand da war, um sie zu unterstützen, so sank sie wieder auf ihren Sessel zurück und breitete ihre Arme nach dem geliebten Lehrer aus, während sie rief und ihm durch den Klang ihrer Stimme wieder Leben zu geben schien:

„Rudolph! ist es wirklich keine Täuschung? Lebst Du und stehst gesund vor meinen erstaunten Augen?“

„Hast Du an meinem Leben gezweifelt, theure Griseldis? Hast Du aus diesem Grunde nichts von Dir hören lassen? O, Dein Schweigen hat mich bitter gekränkt!“

„Obwohl ich Dich für todt hielt, so haben doch meine Gedanken ununterbrochen mit Dir verkehrt und ich kann ohne zu übertreiben behaupten, daß keine

Stunde vergangen ist, in welcher ich nicht Deiner gedacht hätte und bei jeder meiner Handlungen fragte ich mich, ob sie wohl Deine Billigung haben würde."

„O mein theures Kind, wüßtest Du, mit welchen Schmerzen und mit welcher Wonne zugleich ich, der ich mich von der Welt zurückgezogen hatte, Dein geliebtes Bild festhielt, obgleich ich irriger Weise glaubte, Du gehörtest einem Andern!" — —

Griseldis erbleichte bei diesen Worten, sie legte ihr lockiges Haupt an seine Brust und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus, so daß Rudolph erschreckt inne hielt und seinen Redesatz auch nicht vollendete.

„O Rudolph!" rief sie endlich. „Jahre lang fand ich im Verkehr mit Deinem, wie ich wähnte, abgeschiedenen Geiste, den einzigen Genuß, ich war blind und taub für die Freuden dieser Welt, für die Annehmlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens und gab mich einem fast krankhaften Schmerze hin, doch jetzt, erst vor kurzer Zeit habe ich endlich das bescheidene Minnen eines Ehrenmannes berücksichtigt und — —"

„Es ist genug!" sagte Rudolph und trat einige Schritte zurück, „ich will nicht eine für Dich schmerzliche Vergangenheit heraufbeschwören und die zarte Blüthe Deiner jungen Liebe einem Sturme blosstellen; weit lieber möchte ich ihr Schützer sein und ihr Gedeihen befördern, denn meine Liebe zu Dir ist rein, und frei von allem Egoismus, deshalb darf auch Dein Verlobter nie in mir einen Nebenbuhler ahnen, son-

dern muß in mir nur den Lehrer, den väterlichen Freund sehen."

Griseldis umschlang ihn mit Heftigkeit und rief: „Und doch liebe ich Dich mehr als ihn und würde, wenn Ihr mir Beide als Verehrer gegenüber ständet, und meine Wahl eine freie sein dürfte, ohne Schmerz und mit hoher Freudigkeit nach Deiner Hand greifen."

„O Griseldis! habe Dank für diese Worte, sie sollen mich in den Kämpfen, die jetzt neu für mich beginnen, stärken und meinen Muth aufrecht erhalten!"

Der Eintritt von Griseldis Mutter störte diese Unterhaltung und nun begannen die Aufklärungen, die wir bereits kennen und welche damit endeten, daß Rudolph als Freund, als der treueste Freund dem Bräutigam vorgestellt wurde und bei ihnen bleiben sollte, auch wenn sie verheirathet wären.

Siebentes Kapitel.

Um dieselbe Zeit, wo Belten's in eben nicht ehrenhafter Weise von den im vorigen Kapitel erwähnten Personen gedacht ward, sehen wir ihn in Begleitung einer Dame, an einer fast unwirthlichen Küste des stillen Oceans in dem so genannten Goldlande, am Fuße eines Ausläufers der Cordilleren, wo ein armer Holzhacker durch Zufall ein reiches Goldlager entdeckt hatte und wohin später Schaaren von Abenteurern aller Nationen strömten, um auch einen Theil dieses kostbaren Metalls zu erjagen.

Mehrere Meilen von Cosola, in der Nähe der Straße San Sebastian, unweit der Sonora, lag unter einem elenden Zelte der stolze deutsche Baron, er war abgemagert, sein Teint gebräunt, sein Haupt- und Barthaar so lang, daß es dem Unterholze des Urwalds in seiner Nähe glich und ihm das Ansehen jener Männer gab, die weniger in der Absicht in diese wilden

Regionen gekommen waren, das Gold in den Spalten der Erde, oder in dem Sande der Wüste oder eines ausgetrockneten Flußbetts zu suchen oder Quarzstücke mit ihren Hämmern zu zerschlagen, als es denen abzujagen, die so glücklich gewesen waren, es unter Mühen und Entbehrungen aller Art aufzufinden.

Wer ihn so sah, in seinen schweren Schuhen, Ledergamaschen, Lederbeinkleidern und einer groben Tuchjacke, einen verwitterten Sombrero*) auf dem wirren, vom Staube farblos gewordenem Haar, einem verschossenen Zarapee**) über den Schultern, einen breiten Ledergurt, in welchem er einen Theil seiner Schätze barg und in dem zu ihrem Schutz auf der einen Seite Pistolen staken und von der andern das breite Messer herabhing, mit welchem die liebenswürdigen Söhne jenes barbarischen Landes, ihren Streit gewöhnlich auf so vollkommene Weise schlichten, daß er sich nie erneuern kann; da einer der Kämpfenden todt auf dem Platze bleiben muß, wenn seine Ehre rein und unbefleckt erscheinen soll und er sich nicht der Schwäche oder Halbheit schuldig machen will.

Ja sogar Frauen müssen zuweilen genaue Bekanntschaft mit diesem Messer machen und können von Glück

---

*) Ein breiter Hut, wie sie in Mexico getragen werden.

**) Eine warme wollene Decke, die der Mexikaner als Mantel benutzt, die gewöhnlich wasserdicht ist und je nachdem Reichthum des Besitzers, mit Stickerei oder theurem Besatz versehen wird.

sagen, wenn sie mit einer Schramme wegkommen, die ihr liebliches Antlitz auf Lebenszeit entstellt, wie Reisende der dortigen Provinzen versichern, denn sowie rohe und brutale Männer unserer Nation die Faust zur Züchtigung ihrer Frauen anwenden, so benutzen die Männer jener erhabenen Republik das Messer und es ist natürlich, daß es unter den halbentmenschten Goldsuchern, die in den Einöden jener Küste sich selbst überlassen sind, noch weit mehr im Gebrauche war, da von einer guten Führung desselben das Leben abhängt.

Bekanntlich sind auf diesem Territorium die Lebensmittel sehr theuer und der Mangel an Flüssigkeiten, namentlich Wasser so ungeheuer, daß der Verschmachtende gern den Ertrag eines mühsamen Tages für einen kühlenden Trunk hingiebt, wenn er ihn nicht anders erlangen kann.

Belten lag, wie schon erwähnt unter seinem Zelte, die eine Hand auf seiner neben ihm liegenden Kugelbüchse, die andere an seinem Messer und das Ohr lauschend auf den Boden gelegt, um zu hören, ob nicht leichte Schritte naheten, die ihm den versprochenen Labetrunk brächten.

Er lauschte jedoch vergebens und seine Pein stieg mit jeder Minute höher, obgleich die Hitze des Tages einer fast empfindlichen Kälte Platz gemacht hatte.

Sein Auge hob sich zu dem tiefblauen Himmel, an welchem die Sterne in einem weit goldigeren

Glanze strahlten, als bei uns, und von welchem herab der Mond fast Tageshelle verbreitet.

Aber von oben kam ihm kein Trost, denn er war nicht daran gewöhnt, dort Hülfe zu suchen und sein glühendes Auge wendete sich wieder der Erde zu.

Er kroch aus seiner elenden Hütte und ließ sein Auge wild über den weiten Plan schweifen, über welchem bis hin an die waldige Grenze eine tiefe Stille lag, denn die meisten der Goldsucher schlummerten nach den Mühen des Tages.

Wie viele von denen, welche in diesem weiten Lager bivouakirten, mochten eben so hungrig und durstig sein wie er, aber es gab sicher unter ihnen auch Glückliche, die sich einer Mahlzeit und eines Trunkes erfreueten und es lag nur an ihm, sich an sie heran zu schleichen und ihnen ihr Mahl mit dem Messer in der Hand abzujagen.

Aber hatte er die Kraft, sich bis dorthin, wo ein Feuer ihm das Zeichen gab, daß man da etwas zu kochen oder zu braten hatte, zu schleppen; hatte er den Muth sich mit ihnen um einer elenden Mahlzeit willen in einen Kampf auf Leben und Tod einzulassen, der sich weit eher zu Gunsten seines Gegners entschied, wenn dieser gewandter war.

Nein dies konnte er nicht, er war kraftlos und verzagt, denn er war nicht zu Entbehrungen erzogen und an solche gewöhnt worden; auf dem Wappen, welches bei seiner Geburt über seiner Wiege schwebte,

war die Devise kein Mann, der sich auf öder Steppe mit einem andern Mann mit dem Messer in der Hand um einen abgenagten Knochen balgte.

„O, es war entsetzlich, daß seine Mutter, die Hofdame eine Fürstin, der Abgott aller feinen tadellosen Cavaliere, einem Sohne das Leben gegeben, der mitten in der Blüthe seines Lebens, daran dachte, Straßenräubern ihr erbärmliches Mahl mit dem Messer in der Hand zu entreißen und an der Ausführung nur durch seine Feigheit gehindert ward.

Es war furchtbar, daß er, der im Vaterlande seinen Namen mit Schmach bedeckt und geglaubt hatte, in dem zerrissenen Mexico Parteiführer, General und vielleicht Gouverneur der Republik mit leichter Mühe zu werden, sah, daß er sich getäuscht hatte, daß er erst Reichthum erwerben und Kenntniß der Sitten und der Verhältnisse sammeln mußte, ehe er dies kühne Wagstück unternehmen konnte, daß er verurtheilt war, sich unter die Hefe der menschlichen Gesellschaft zu mischen, um diesen Reichthum zu erlangen.

Er ging daher nach jenem Striche, wo, wie er hörte, reiche Goldlager waren, und wo in der unglaublich kürzesten Zeit die Stadt Cosola an der Stelle entstanden war, an welcher die ersten Goldsucher in ihren Sarapee gehüllt auf dem Sande der Ebene schliefen, während der hohe Bergrücken über ihnen, der nur mit Lebensgefahr zu passiren war, sie vor zu großem Zudrang schützte.

Mehrere Meilen weiter nach dem Meere zu, glaubte er nur einer kurzen Zeit zu bedürfen, um reich mit Schätzen beladen zurück zu kehren und er ließ sich weder durch die vielen hölzernen Kreuze, welche dort wie in Spanien die Stelle bezeichnen, wo ein Mord begangen worden war, beirren; noch achtete er sonderlich auf die vielen Menschenknochen, die unbegraben in der Sonne bleichten.

Er drang vor und war entschlossen, reich zu werden oder hier ungekannt zu sterben.

Als er von Hamburg aus, nach England gehen wollte, um von da mit einem englischen Schiffe nach einem Hafen im Süden Mexico's einzulaufen, traf er Eulalie, die mit einem jungen Russen, wie wir hörten, auf Reisen gegangen sein sollte, der sie aber schon verlassen hatte, als sie bis Hamburg gekommen waren.

Natürlich suchte er ihr aus dem Wege zu gehen indessen war es zu spät als er daran dachte, ihr scharfes Auge hatte ihn schon entdeckt und da sie herrenlos war, so erbot sie sich, ihn auf seiner Reise nach England zu begleiten, die ihrer Meinung nach von kurzer Dauer war.

Da er nicht wünschte, daß sie zu Hause ausplaudern sollte wohin er gegangen sei, so wie daß sie ihm überhaupt begegnet sei, so nahm er sie mit und hoffte sich ihrer in England zu entledigen, ohne daß sie großen Spectakel erheben könnte.

Sie zeigte jedoch mehr Anhänglichkeit als ihm lieb

war und er sah sich gezwungen, sie mit sich zu nehmen, wenn er sie nicht noch mehr erbittern wollte, denn obgleich sie nie eine Anspielung auf das machte, was sie erlauscht, so kam ihm doch nicht der leiseste Zweifel, daß er getäuscht worden sein könnte und ihr Betragen erweckte auch in ihm eine gewisse Anhänglichkeit und Dankbarkeit.

Erst als sie auf mexikanischem Boden standen, gewann er es über sich, anzufragen, was sie Alles Marien erzählt hätte, und wie weit ihre Kenntniß seiner früheren Verhältnisse ginge, so wie, was sie von seiner Handlungsweise dächte.

Sie betrachtete ihn mit unverholenem Erstaunen und gestand ihm, daß sie nicht wisse, von was er spräche.

Nach langem Hin- und Herreden stellte es sich daher endlich heraus, daß er von Marien düpirt worden und eine Furcht vor Eulalie hinsichtlich seiner Vergangenheit ganz grundlos gewesen sei. Er hatte sich also ohne Noth mit ihr belästigt und konnte sie von sich stoßen, oder ihr Gelegenheit geben, sich von ihm zu trennen, sobald er dies wünschte, denn selbst wenn sie nach Hause zurückkehrte, konnte es ihm keinen Schaden bringen.

Indessen, die Gewalt der Liebe im Frauenherzen ist groß und oft geben die Verworfensten Beweise von Anhänglichkeit und Aufopferung, besonders wenn sie

fühlen, daß sie dem Manne ihrer Liebe gleichgültig geworden sind oder nie von ihm geliebt wurden.

Velten's Anwesenheit in Mexiko war ein ewiger Kampf mit Widerwärtigkeiten, denn die weite Reise hatte seine Geldmittel aufgezehrt und häufig mußte Eulalia durch ihren Gesang zur Guitarre und durch improvisirte Tänze, da die Mexicaner den Tanz ganz besonders lieben einen trockenen Maiskuchen, ein Stück an der Sonne gedörrtes Fleisch oder einen Schluck Brantwein verdienen, Leckerbissen, die sie dann dem geliebten Isidor überließ, während sie selbst, oft hungrig und durstig sich auf dem Boden hinstreckte, ihm die Ziegenfelle überlassend, die ihr Schutz für die Beine bei Regenwetter waren, wenn sie die Reise auf Pferden oder Maulthieren fortsetzten oder im Freien schliefen, wie dies häufig vorkam, denn bekanntlich sind die Küsten am stillen Meere noch ziemlich unwirthlich und für den Comfort der Reisenden ist wenig gethan.

Mehr als einmal bat sie ein reicher Handelsmann in den Städten, oder ein wohlhabender Ranchero (Landwirth oder Viehzüchter) in der Ebene bei ihm zu bleiben und den Reisenden ihren Begleiter ziehen zu lassen, denn sie war noch immer hübsch und repräsendirte einen ganz anderen Typus wie die schwarzäugigen heißblütigen Mexikanerinnen, die sie täglich um sich hatten und denen es durchaus an Intelligenz und Bildung fehlte, wenn auch ihre Schönheit größtentheils eine erhabene oder classische war, die aber von

den Männern weiter nicht beachtet ward, Eulalie wollte Belten jedoch nicht wieder verlassen und ertrug muthig die Gefahren und Anstrengungen der weiten Reise, unbekümmert, ob giftige Schlangen auf ihrem Wege lauerten, oder Scorpionen die einsamen elenden Hütten bewohnten, in denen sie übernachteten, wenn sich zufällig ein armseliger Piaster in ihre Taschen verirrt hatte, mit welchem sie ein Nachtlager bezahlen konnten.

Auch fragte sie nicht danach ob Lianen und Schlinggewächse ihnen den Weg versperrten den man eine Straße nannte und wenn sie zerhauen wurden ihrem Gesicht manchen empfindlichen Streich versetzten; sie hielt aus, suchte durch heitere Bilder Entmuthigung von dem Geliebten fern zu halten und so erreichten sie glücklich das Land des Goldes, das Ziel ihrer Reise.

Eulalie glaubte hier an der Grenze des gelobten Landes, am Ziele ihrer Wünsche zu sein, aber wie hatte sie sich geirrt, was sie bis jetzt erlebt war nur Vorspiel des entsetzlichen Schauspiels, was ihrer harrte, sobald sie diese Grenze überschritten.

Der Auswurf der menschlichen Gesellschaft war hier auf einen großen Haufen geworfen und die Habsucht schien alle anderen Laster zu beherrschen oder in den Hintergrund zu drängen.

War es daher ein Wunder, daß weder die Person, noch das Eigenthum ihrer Nebenmenschen ihnen heilig war, daß man Eulalie mit dem Messer in der Hand,

zwang, dem zu gehören, der am brutalsten aufzutreten vermochte.

Belten sah dies, er achtete nicht auf ihre flehenden Blicke, denn er besaß nicht den Muth als ihr Schützer aufzutreten und ließ sie ohne zu ihren Gunsten nur einmal den Drücker seines Gewehrs zu berühren in den Händen ihres Tyrannen, eines Händlers in der Nähe des Goldlagers, der für ganze Unzen Goldes den Hungrigen kaum eine knappe Mahlzeit, etwas Mescal und eine Flasche Wasser verabreichte.

Jetzt waren Hunger und Entbehrungen nicht mehr ihr Loos, sie saß bei den Fleischtöpfen Egyptens, aber sie mußte sich eine brutale Behandlung gefallen lassen und der Barbar durfte keine Klage hören, sonst war es um sie geschehen.

Am wenigsten durfte er hören oder merken, daß sie sich nach dem Baron sehnte, den die ganze Schaar haßte, weil er intelligenter und weniger roh war, ohne sich dabei gefürchtet machen zu können, was er nur dadurch bewerkstelligt hätte, daß er einige der Kühnsten niederschoß oder erstach.

Mühsam sammelte er seinen Goldstaub, denn die Minen wurden nicht benutzt, obgleich ihr Vorhandensein allgemein bekannt war, da Niemand von Denen, die sich in der Nähe befanden, die nöthigen geologischen Kenntnissen und die dazu nöthigen Maschinen so wie das Betriebscapital besaß, wenn er sich auch die Erlaubniß der Regierung erwirkt hätte und man

begnügte sich mit dem, was man ohne Vorrichtungen sammeln konnte, so daß die Goldsucher, den Aehrenlesern glichen, während die Erndte einem noch Unbekannten gehört.

Velten's Gürtel und das Futter seiner Kleider war fast ganz mit Goldstaub angefüllt, aber er war bleich und abgemagert, so daß ein Schakal nach seinem Tode nur Knochen zu benagen gehabt hätte und er wäre sicher schon vor Hunger und Durst umgekommen, wenn nicht manchmal, wenn der Schlummer die Augen der Unglücklichen oder Bösewichter in seiner Nähe schloß, eine leichte Gestalt wie auf den Flügeln des Windes dahergeschwebt wäre um ihn zu speisen und zu erquicken, und dann athemlos wieder davon zu eilen, sobald sie sich ihrer Gaben entledigt hatte.

Dies war Eulalie, welche die Lebensmittel stahl, welche sie ihm brachte.

Velten wußte, daß ein qualvoller Tod im Falle einer Entdeckung das Loos Eulaliens gewesen wäre, aber er machte keine Anstrengung um sie von diesen nächtlichen Gängen abzuhalten, ja er fühlte nicht einmal eine Regung von Dankbarkeit, wenn er das laute angstvolle Klopfen ihres Herzens hörte, wenn er sah wie sie um seinetwillen mehrere Wegstunden zurückgelegt und wieder dort sein mußte, wo sie erwartet ward, ehe der Tag graute.

Denn so lange Velten nicht sagte:

„Bleibe bei mir, ich werde Dich mit meinen Waffen

schützen und vertheidigen," konnte sie nicht wagen, den Platz zu verlassen, den einzunehmen, man sie gezwungen hatte und den sie aus Liebe zu Velten jedesmal verließ, wenn ihr Hüter fest eingeschlafen war.

Leise schlich sie dann an den Gruppen der bei einem Feuer oder einer angezündeten Harzfackel Monte*) Spielenden vorüber und lief, bis sie Den erreichte, der trotz Hunger und Entbehrungen nicht zu bewegen war, diesen Schauplatz des Entsetzens zu verlassen, und lieber nach Californien zu gehen, da auch er, wie so viele durch einen bösen Zauber an den Ort gebannt schien, wo die Hölle ihre Schätze auf die Erde geworfen hatte, um die schwachen Sterblichen zu Verbrechen zu verleiten und dadurch in ihre schwarze Tiefe zu locken.

Der Baron stand, wie schon erwähnt, vor seinem Zelte und schauete ängstlich nach Speise und Trank aus, denn er hatte schon die Nacht zuvor vergebens auf die milde Fee gewartet und am Tage einen Goldsucher ein paar gute Stiefeln für ein Glas Wasser und einen kleinen Maiskuchen gegeben, ohne mehr erhalten zu können und aus diesen Delikatessen bestand oft seine Nahrung für den ganzen Tag, da sich der Händler, bei welchem sich Eulalie befand, weigerte bei dem Mangel der unbedingt eintreten mußte, wenn er nicht bald Zufuhr erhielt, Denen Nahrungsmittel zu verkaufen, die ihm weniger befreundet waren.

*) Ein in Mexiko sehr beliebtes und namentlich leidenschaftlich gespieltes Spiel.

Seine Gedanken waren peinlicher Art, wenn Eulalie nicht kam, war er verloren, denn viele Meilen in der Runde befand sich Niemand, von dem er etwas erhalten konnte und im Walde in der Nähe war kein Wild mehr aufzutreiben, da ja jeder Hungrige sich dort sein Mittagsmahl holte, so lange er hoffen konnte, dort etwas zu finden.

Ueberdies hätte er auch, wenn er auf Jagdbeute ausging, sich eher auf den Weg machen müssen, denn jetzt war er zu kraftlos, um nur eine Meile zurücklegen zu können.

Er warf sich daher wieder ganz entmuthigt auf seine Ziegenfelle nieder und versuchte einzuschlafen, allein er vermochte es nicht, denn in seinen Eingeweiden wühlte der Hunger, seine Zunge klebte vor Durst an dem Gaumen und durch seine Adern schlich ein Fieber, dessen Arbeiten er mit unendlichem Grauen belauschte. Wenn er ernstlich krank ward, so war er verloren, denn Niemand kümmerte sich um ihn und er wäre wahrscheinlich mit Fußtritten regalirt worden, wenn er sich zum Betteln hätte erniedrigen wollen.

Indessen war dies noch nicht die Gesammtsumme der Martern, die er erduldete, größer als sie alle war die Angst seines Gewissens, was jetzt, wo er am Rande des Grabes stand, weit lauter und deutlicher seine Stimme erhob als früher und ihm Bilder vorführte, nach deren Anblick er sich nicht sehnte.

Gern wäre er ihnen entflohen, gern hätte er seine

letzten Kräfte zu einem raschen Laufe angestachelt, wenn ihm dies möglich gewesen wäre. Es ging jedoch nicht, denn sobald er sich erhob, sank er wieder zusammen und verworren webte das Delirium seine phantastischen Gebilde, während seine Stirn und Schläfe immer heftiger glüheten.

Plötzlich mitten in diesem Chaos von Pein und Leiden legte sich eine weiche Hand auf die brennende Stirn und nachdem die Lippen mit einigen Tropfen Branntwein benetzt worden waren, ward ihm eine Flasche mit kühlem Wasser an den Mund gesetzt und er leerte sie bis auf den letzten Tropfen.

Sobald sich der Kranke auf diese Weise erquickt hatte, schien das Fieber zu verschwinden und hastig griff er nach einem Stücke Wildbraten, den ihm Eulalie reichte. Er verschlang ihn mit der Gier eines gefräßigen Raubthiers, trank einige frische Eier aus und sagte dann heftig.

„Du hast mich lange warten lassen, fast wäre ich verhungert und Du hättest Dich dann nicht wieder zu bemühen brauchen.“

„Unsere Vorräthe waren fast zu Ende und ich konnte nicht wagen auch nur das Geringste weg zu nehmen, Du kannst glauben, daß ich fast vor Angst vergangen bin, denn ich wußte, daß Du mich erwarten würdest.“

Ohne weiter auf diese Bemerkung zu achten, sagte der Baron nur an den ferneren Unterhalt denkend:

„Jetzt habt Ihr aber wieder Vorrath von Lebensmitteln?“

„Nein, noch immer nicht, was ich Dir brachte, habe ich von einem Caballero erbettelt, der so eben mit zwei beladenen Maulthieren angekommen ist und ich bitte Dich, morgen zu ihm zu gehen und Dir Vorrath zu holen ehe sein Lager geräumt ist, denn es könnten leicht wieder einige Tage vergehen, ehe ich Dir etwas bringen kann.“

Der Baron murmelte einen Fluch zwischen den Zähnen und Eulalie saß mit gesenktem Haupte zu seinen Füßen und trocknete verstohlen die Thränen, die ihr in die Augen traten.

Sie wollte ihm diese Thräne nicht sehen lassen, denn sie fürchtete seinen Spott, den sie als sehr beißend kannte und doch hatte sie ihn heute wieder wie so oft von einem sichern Tode gerettet; sie schlich einsam und ohne Schutz, um ihn zu erreichen, an Menschen vorüber, von denen sie wußte, daß sie ihr ihre Beute abjagen würden, wenn sie in ihre Hände fiel. Sie lief Gefahr sich zu verirren und selbst vor Hunger und Durst umkommen zu müssen oder wenn sie nicht unbemerkt zurückkehren konnte, mißhandelt, ja wohl gar ermordet zu werden.

Dies Alles wußte sie und doch kam sie, um sich für diesen Mann zu opfern, für diesen Mann, der keinen Dank, kein Wort des Trostes, keine Liebkosung für sie hatte, die so viel für ihn that. Sollte sich

da nicht wenigstens das zitternde Weh des Herzens in einer Thräne Luft machen und dies gefallene Weib weinen dürfen um mit diesen Thränen ihre Sünden rein zu waschen.

Eulalie saß in dem Schatten, Velten neigte müde sein Haupt in ihren Schooß; er bedurfte der Ruhe nach einer durchwachten Nacht, nach zwei durcharbeiteten Tagen, und als sie seine schweren tiefen Athemzüge hörte überließ sie sich ihren Thränen und vielleicht auch Betrachtungen, die bei einem so leichtsinnigen Geschöpf wie sie es gewesen, selten und deshalb heftig sein mußten und ihre Gedanken sowohl von der Gegenwart, wie von der Außenwelt absorbirten.

Sie fuhr daher fast zusammen als der Morgen seinen ersten blassen Strahl in die Hütte sendete, legte leise den Kopf Velten's auf ein kleines Bündel, welches ihm gehörte und eilte hinaus in's Freie, um zu sehen, ob noch Ruhe ringsum herrschte und sie hoffen konnte, das Blockhaus des Händlers, welches aus Baumstämmen bestand die durch Lehm mit einander verbunden waren und dessen Dach mit Palmenblättern gedeckt, doch Schutz vor Regen und Sonnenstrahlen gewährte, zu erreichen, ehe es zu lebhaft um dasselbe wurde.

Nach dem Stande der Sterne sah sie, daß es zu spät sein mußte, auch merkte sie, daß sich Schatten hin und her bewegten, die Fleißigsten also schon an ihre Arbeit gingen. Sie kehrte daher zu Velten zurück,

der ja überdies sich wohl befand, entschlossen zu warten, bis er erwacht sein würde und entweder bei ihm zu bleiben oder zu seinen Füßen zu sterben, aber angstvoll auf jedes Geräusch lauschend, da sie fürchtete, daß man sie hier suchen und zurückfordern möchte.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel als Belten erwachte, er war nicht wenig überrascht das Mädchen noch in seiner Nähe zu finden und er fragte rauh:

„Weshalb gingst Du nicht wieder in das Lager zurück?“

„Es war zu spät Isidor, ich konnte den Sennor Cajeto nicht mehr erreichen, ehe er erwachte und ich flehe Dich an, mich zu schützen, wenn sie mich holen wollen, diese Banditen.“

„Wie kann ich Dich schützen? Sind sie nicht stärker als ich und in der Führung des Messers viel geübter, Du mußt fort, wenn es nicht unser beider Unglück sein soll.“

„So laß uns zusammen fliehen, wir sind nicht weit vom Walde entfernt und können ihn erreichen, ohne erst die Grabenden und Suchenden passiren zu müssen, die uns aufhalten und verrathen würden.“

„Was sollen wir im Walde ohne Führer, wir werden uns verirren und umkommen, denn nur ein Indianer oder Gebirgsmann (Trapper) vermag sich in demselben zurecht zu finden, gehe also oder wir sind Beide verloren.“

„Laß uns fliehen und uns am Tage über wenigstens

im Walde verstecken; in der Nacht können wir dann den Weg durch das Lager nehmen und wenn wir es im Rücken haben der Straße nach Rosario folgen.“

„Nach Rosario, was sollen wir dort beginnen?“

„Handelsleute wollen wir werden, denn Du besitzest genug um einen kleinen Handel zu beginnen und ich selbst,“ hier blickte sie sich scheu um und sagte flüsternd, „ich selbst habe etwas in dem Futter meines Kleides eingenähet.“

„Ist es viel?“ fragte Velten hastig?

„Vielleicht eben so viel wie Du besitzest!“

„So gieb es her, denn Dir könnte man es abnehmen?“

„Man wird es mir nicht leichter nehmen können, als wie Dir, denn ich werde es vertheidigen.“

Mit diesen Worten zog sie einen kleinen Dolch hervor und ihn dem Baron entgegenhaltend sagte sie:

„Wer sich mir nähert ist des Todes, denn da Du Dich weigerst mich zu schützen, muß ich es selbst thun!“

„Auf welche Weise erhieltest Du den Dolch?“

„Als ich in der letzten Nacht hierherschritt, lag nicht fern von hier ein Mann, den man getödtet hatte, sein Körper war noch warm, man hatte ihn seiner Schuhe, seines Hutes und seines Zarapees beraubt, aber einen Beutel mit Goldstaub gelassen. Ich bemächtigte mich desselben und band ihn mir um den Leib, sobald ich den Inhalt untersucht hatte. Vor

meinem Weggehen betrachtete ich nochmals die weichen fast mädchenhaften Züge, die im Mondlicht noch schwermüthiger aussahen und mir mehr wie die eines noch Lebenden erschienen, als die im Tode schon erstarrten. Bestürzt hob ich den Kopf und den Oberkörper in die Höhe, er regte kein Glied, auch hörte ich keinen Athemzug mehr, aber ich sah diesen kleinen Dolch unter ihm liegen und im Mondlicht funkeln, hob ihn auf und befestigte ihn an meinem Halse, um mich seiner zu bedienen, sobald dies nöthig würde.

„Du willst also Dein Gold selbst behalten?“ fragte Belten als Eulalie schwieg, ohne im Mindesten auf ihre Erzählung Rücksicht zu nehmen.

„So lange bis wir Rosario erreicht haben, dort will ich es zur Anlage eines Handels verwenden und ich werde im Gegensatz zu diesen faulen Spanierinnen sehr rührig und fleißig sein, wenn Du mein Compagnon sein willst.“

„Es ist nicht meine Absicht, mein Leben als Krämer zu beschließen, ich bleibe daher auch noch so lange hier, bis ich mehr Gold gefunden habe, denn ich strebe nach nichts Geringeren als General oder noch etwas mehr bei den meuterischen Truppen in Mexico oder wo sonst das Hauptquartier der Armee jetzt ist zu werden. Man soll im Vaterlande von mir hören und Du darfst es am wenigsten sein, die mich an der Ausführung dieses Planes hindern soll.“

„Wenn Aussicht vorhanden wäre, daß Du Dein

Ziel erreichen könntest, würde ich Dir nicht abreden, es länger zu verfolgen, denn ich liebe Dich zu sehr, um Dich nicht groß und mächtig sehen zu wollen, allein Du kannst diese Beschwerden nicht länger ertragen, hast unter sämmtlichen Goldgräbern nicht einen Freund, alle haben Dir den Untergang geschworen und es ist die höchste Zeit, daß Du Dich entfernest, dies sage ich Dir, weil ich Dich liebe und Dein Bestes will.“

„Schweig mit Deinem Unsinn und geh mir aus den Augen, denn Du bist die Quelle alles Unheils, wenn man Dich hier findet, wird man mich ermorden, weil Du entlaufen bist.“

„Dann werde ich Dich vertheidigen, meine Waffe wird nicht fehlen, denn sie ist durch die Berührung des Todten gefeiet, der sie mir gab, weil ich die einzige Seele auf dem weiten Erdenrund war, die ihn mit Theilnahme und Mitleid betrachtete, als man ihn gemißhandelt und getödtet hatte.“

„Ich mag Deine Vertheidigung nicht und sage Dir zum letzten Male, geh' mir aus den Augen!“

„Und wenn ich trotz dieses bestimmten Befehls doch bliebe?“

„So schieße ich Dich ohne Weiteres nieder!“

Mit diesen Worten spannte er den Hahn seiner Kugelbüchse und legte auf Eulalie an.

„Isidor!“ rief diese, „Du wirst es bereuen, daß Du

das einzige Wesen von Dir stießest, welches Dich liebt!"

Der Hahn knackte, der Schuß ging los, aber er hatte gefehlt, denn Eulalie hatte sich platt auf den Boden geworfen und sich dadurch gerettet.

Sie warf noch einen einzigen schmerzlichen Blick auf den Baron, sie drückte ihre Hände über der Brust wie in namenlosem Jammer zusammen und streckte sie dann nach ihm aus, aber in seinen verwilderten Zügen las sie keine Regung des Mitleids, nur wilden bittern Groll, daß sie sich geweigert, noch länger für seine Nahrung zu sorgen.

„So lebe denn wohl," murmelte sie leise und er sah sie bald darauf seitwärts von seiner Hütte verschwinden und er folgte dieser Richtung noch als es schon hell und bald Mittag sein mußte.

Die Goldgräber arbeiteten emsig und wohin Belten auch seine Augen richtete, sah er gebückte Gestalten, die eine jede nur für sich zu leben und keiner größeren Gesellschaft anzugehören schien, denn auch da, wo er Gruppen von mehreren entdeckte, traten doch diese Sonderinteressen stets zu Tage und von Menschenliebe oder Gemeinsinn war keine Spur in dieser ziemlich zahlreichen Colonie.

Dies war ihm allerdings schon früher aufgefallen, noch nie hatte jedoch diese Wahrnehmung einen so peinlichen Eindruck auf ihn gemacht und es überkam ihm ein Gefühl von Reue über sein Betragen in der

letzten Stunde zu dem sich auch noch Besorgnisse hinsichtlich der Lebensmittel gesellten, die er so oft aus Eulaliens Hand empfing.

Wenn man sie ihm nicht abließ und er nicht im Stande war, sich etwas mit Hülfe seines Gewehrs zu verschaffen, so war er verloren, dies konnte er sich nicht verhehlen, und wenn sie sich einen Schützer suchte und diesen anreizte, Rache an ihm zu nehmen, so war es ebenfalls um ihn geschehen.

Das Beste, was er thun konnte, war daher auf jeden Fall, sich von hier fortzustehlen und er lenkte deshalb auch seine Schritte dem Walde zu, nachdem er sein Zelt abgerissen, sein Bündel geschnürt und dasselbe auf seinem Rücken festgemacht hatte, weil er von hier aus ein Maulthier zu erhalten nicht hoffen konnte und ein Pferd noch weniger.

Die Last war allerdings für einen weiten Marsch zu schwer, indessen hoffte er noch vor Einbruch der Nacht den Wald zu erreichen und wenn ihm dies gelang, sein Souper dort zu finden, denn so lange konnte er auch ohne Nahrung aushalten, da er vor nicht langer Zeit erst die Reste von dem verzehrt, was ihm Eulalie gebracht hatte. Auch konnte er sich dort ein Feuer anzünden um zudringliche Besucher abzuhalten und in kurzen Tagemärschen eine Hütte, in der er auf dem Herwege übernachtet, und weiter nach Rosario hin ein kleines Dorf erreichen, wo er ebenfalls geblieben war und wo es Lebensmittel, wenn

auch nicht in Fülle, doch zur nöthigsten Aushülfe gab, wenn er nicht so glücklich war etwas zu schießen.

Zwar warf er noch manchmal sehnsüchtige Blicke zurück nach dem Reichthume, den er hinter sich ließ, indessen die Wahrheit von Eulaliens Worten nochmals erwägend hatte sich ihm die Nothwendigkeit der Verzichtleistung so plötzlich aufgedrängt, daß er nicht lange Zeit behielt zu klagen oder zu zaudern.

Er schritt daher rüstig dem Walde zu und wir wollen ihn einstweilen verlassen, um unsern Flug über den Ocean anzutreten und Personen aufzusuchen, nach denen sich der Leser ebenfalls sehnen wird.

Achtes Kapitel.

Geraume Zeit ist verflossen, seit wir Valerie sahen, und es geschah dies nur so flüchtig, daß wir nothwendig noch einige Zeit bei ihr verweilen müssen.

Wie wir wissen, gewann das rücksichtsvolle Betragen ihres Gatten ihm allmälig ihr Herz und es läßt sich nicht leugnen, daß die Verhältnisse Edmund Daute's und besonders die Abwesenheit Belten's dazu beitrug, daß sie heiterer und deshalb auch weniger kalt gegen den Gerichtsrath war, als dies früher der Fall gewesen, und auch nicht mehr so verschlossen blieb.

Es war eine Besserung in den ehelichen Verhältnissen eingetreten, dies läßt sich nicht leugnen, indessen blieb für den Gerichtsrath doch immer noch viel zu wünschen übrig und namentlich wollte er gern das Dunkel aufgeklärt haben, welches damals über dem Verhältniß Belten's zu Valerie schwebte, weil es fortwährend an seiner Ruhe nagte und die Erinnerung

daran stets das Lächeln von den Lippen verjagte, um Runzeln auf der Stirn hervorzurufen.

Da Valerie hierüber durchaus keine Aufschlüsse gab, und auch Niemand von ihrer Familie bei dem Besuche im elternlichen Hause bei seinen zu verschiedenen Malen geschickt hingeworfenen Fragen sich aufgefordert fühlte, dieselben zu beantworten, so beschloß er endlich, sich an Marien, die sie mit ihrem Manne zugleich in Markheim erwarteten, zu wenden, denn sie, davon war er überzeugt, kannte dies Verhältniß näher und hätte ihm damals gewiß schon die Wahrheit gesagt, wenn er mehr in sie gedrungen wäre.

Valerie, deren Ehe bis jetzt kinderlos gewesen war, hatte Hoffnungen, die beide Gatten unendlich glücklich machten und sie fester an einander zu knüpfen versprachen.

Um nun dieses Glück nicht durch schwarze Schatten verdüstert zu sehen, um das angebetete Weib ohne alle Beimischung von Mißtrauen oder Argwohn betrachten zu können und aus ihrem eignen Herzen die düstern Erinnerungen, die ihre Gemüthsruhe vielleicht stören konnten, zu vertreiben, mußte die Sache aufgeklärt werden und der Gerichtsrath sah Mariens Ankunft mit Ungeduld entgegen, denn daß sie kommen würde, bezweifelte er nicht, da sie jedenfalls sich sehnen würde, ihren Knaben zu sehen.

Der Gerichtsrath war daher auf's Aeußerste verstimmt, als er einen Brief von seinem Bruder erhielt,

in welchem dieser ihm seine Freilassung meldete, aber auch zugleich mittheilte, daß er schleunig nach dem Harz abreisen wollte, um zu erfahren, ob sich dort wieder eine nur einigermaßen annehmbare Stellung für ihn fände, ferner daß er, wenn es der Fall wäre, seinen Sohn bald abholen würde, um ihn zu seiner Mutter zu bringen und dann mit derselben und den Kindern nach dem Orte seiner neuen Bestimmung abzureisen, damit durch einen längeren Aufenthalt keine Zeit verloren ginge.

Sonach kam also Marie gar nicht nach Markheim und er mußte, wenn er sie sprechen wollte, zu ihr reisen, da ein Gegenstand so zarter Natur nicht schriftlich behandelt werden konnte und es vielleicht auch aller seiner Ueberredungskunst bedurfte, ihr das Geheimniß zu entreißen, besonders jetzt, wo ihr die Furcht vor Belten und dem Schicksale ihres Mannes nicht mehr zuflüsterte, die Hülfe des Gerichtsraths anzurufen.

Natürlich hätte er, um die Gemüthsruhe zu erlangen, nach welcher er strebte, gern die Reise unternommen, wenn er einen Vorwand für dieselbe, seiner Frau gegenüber hätte finden können, da, wie er recht wohl wußte, Valerie sofort unruhig und bestürzt geworden wäre, wenn er ihr blos gesagt hätte, daß er den Knaben, seinen Neffen, selbst zu seiner Mutter bringen wollte, um ihr die Reise nach einem Orte zu ersparen, der nothwendig peinliche Erinnerungen in ihr wecken mußte.

Und doch blieb kein anderer Ausweg offen, als dieser, mochte er nun nachdenken so viel er wollte und er beschloß, Valerie langsam auf diese Reise vorzubereiten und blos diesen einen Vorwand zu brauchen. Er sagte daher eines Tages zu ihr, während er sie ungewöhnlich redselig fand:

„Du kannst nicht glauben, wie froh ich bin, daß Edmund nun wieder auf freiem Fuße und diese eklige Angelegenheit beendet ist, die ich für noch langwieriger hielt.“

„Wir alle freuen uns mit Dir und selbst die Tante scheint trotz ihrer Verluste froh zu sein, denn sonst hätte sie Edmnnd nicht so eilig nach Buchsbaum's Schlosse berufen.“

„Für Marie ist es traurig, daß sie dort, wo sein Aufenthalt ein gezwungener war, so allein wie eine Verbannte bleiben muß, bis sie Edmund abholen kann, und ich glaube, sie würde sehr erfreut sein, wenn wir ihr den kleinen Edmund hinbrächten, denn sie sehnt sich gewiß sehr nach ihrem Knaben, nachdem ihr Mann dort fort ist.“

„Sie wird nicht lange allein sein, darauf kannst Du Dich verlassen, Dein Bruder wird sie gewiß bald holen oder wieder zu ihr zurückkehren.“

„So meinst Du nicht, daß ich den Knaben hinbrächte?“

„Nein, das würde ich nicht thun, sie könnte glauben, wir wollten ihn nicht länger behalten!“

„Dies wird sie doch nicht denken.“

„Das Unglück macht mißtrauisch und selbst wenn dies nicht der Fall wäre, so möchte ich den Kleinen nicht gern eher hergeben, als bis ich muß, denn ich liebe ihn so sehr, daß ich fürchte, sehr betrübt zu werden, wenn ich ohne ihn sein soll.“

„Dann wollen wir ihn behalten, bis sie ihn verlangen.“

„Wenigstens bitte ich Dich, ihn mir so lange als möglich zu lassen, Marie hat ja noch ihr kleines Mädchen.“

Der Gerichtsrath war geschlagen und mußte den Plan aufgeben, wenn er keinen andern Vorwand ersinnen konnte. Doch kam ihm von anderer Seite Licht. Es war allerdings nicht eine glänzende Beleuchtung von Valeriens Unschuld, wie er sie immer erwartet hatte, sondern ein ihm fast betäubender Schlag, unter welchem sein ganzes Wesen erzitterte, aber selbst dieser furchtbare Schlag war ihm lieber, als die bedrückende Schwüle, die so lange auf ihm gelastet hatte und ihn matt und schlaff erscheinen ließ, wie uns die Natur vor einem schweren, drohenden Gewitter erscheint.

Sobald er den Schlag empfangen hatte, ward seine Thatkraft wach gerüttelt und er beschloß keiner weibischen Schwäche Raum zu geben, sondern die Liebe zu Valerie aus seinem Herzen zu reißen, sie selbst aus seinen Augen zu verbannen und sie nie wiederzusehen,

wenn sie wirklich seiner Liebe und seiner Achtung unwürdig war.

Doch greifen wir der Geschichte nicht vor, sondern erzählen den Gang der Ereignisse der Reihenfolge nach.

Wenige Tage nach der oben erwähnten Unterredung war Valerie, die sich unwohl fühlte, zeitig zur Ruhe gegangen und er fand bei seiner Heimkehr einen Brief auf ihrem Tischchen, der sich von denen, die sie gewöhnlich empfing, durch gröberes Papier, eine ungeschicktere Form und eine plumpe Hand auszeichnete und deshalb seine Aufmerksamkeit erregte und vielleicht auch bei seiner unruhigen Stimmung einen Argwohn, der ihn entsetzlich peinigte.

Er drehte den Brief nach allen Seiten herum, betrachtete das Siegel, hielt den Brief vor den Spiegel, um wenigstens auf diese Weise einen kleinen Theil seines Inhalts zu erhaschen, allein alles war vergebens, seine Bemühungen scheiterten an der Stärke des Papiers, und er ward immer neugieriger. Es schien ein Zauber in diesem kleinen Päckchen zu liegen, der immer mehr Macht über ihn gewann, je länger er den Brief in der Hand hielt, bis seine klare Besonnenheit, sein Gefühl für das Passende und Schickliche von demselben bestrickt ward und er, ohne zu wissen, was er that, einem bloßen Instinkte folgend, das Siegel aufriß und die jetzt klar vor ihm liegenden Zeilen überflog, als wären sie für ihn bestimmt.

Sein Instinkt hatte ihn insofern nicht getäuscht, daß der Inhalt auch für ihn von Wichtigkeit war, denn er wies das Vorhandensein eines Kindes nach, für welches Valerie mütterlich seit vielen Jahren gesorgt hatte und die Schreiberin fragte darin an, was jetzt, wo die Pflegemutter desselben gestorben sei, aus ihm werden solle, ja sie sprach sogar in drohendem Tone die Worte aus:

„Wenn ich nicht umgehend Nachricht von Ihnen und das Erziehungsgeld auf ein Vierteljahr voraus erhalte, so werde ich Ihnen den Knaben in's Haus bringen und Sie selbst haben es sich zuzuschreiben, wenn Ihnen hieraus Verdruß und Unannehmlichkeiten erwachsen.“

Der Brief war aus Heiligenburg und die Adresse der Schreiberin genau angegeben, auch ward die verstorbene Pflegemutter mehrmals beim Namen genannt, die Verhältnisse, unter welchen sie gestorben war, genau beschrieben und auch im Bezug auf den Knaben selbst ward vieles so gründlich besprochen, daß der Gerichtsrath zu seinem großen Kummer sah, eine Täuschung könne hier nicht obwalten und es bedürfe blos einer Reise nach Heiligenburg, um Das aufzuklären, was ihm noch dunkel war.

Er steckte daher den Brief in seine Tasche und verließ das Haus, ohne Valerie gesehen zu haben, er kehrte erst spät in dasselbe zurück und fand sie zu seiner großen Erleichterung schlafend.

Am andern Morgen theilte er ihr mit, daß er gestern eine Aufforderung von der Tante erhalten habe, unverweilt zu ihr zu kommen und entschlossen sei, noch im Laufe des Tages aufzubrechen, um dieser Aufforderung Folge zu leisten.

„Glaubst Du, daß Du Urlaub bekommen wirst?“ fragte Valerie, die sich wunderte, daß er sie nicht aufforderte, mitzureisen, besonders da in seinem Wesen etwas Gezwungenes lag.

„Den Urlaub habe ich bereits, ich suchte gestern Abend den Präsidenten im Clubb auf, um ihn zu erhalten und er verweigerte ihn mir nicht.“

„Wirst Du lange ausbleiben, mein Freund?“ fragte Valerie weiter und ergriff seine Hand.

„Es wird auf die Verhältnisse ankommen, doch entschuldige mich, daß ich Dich so schnell verlasse, ich muß erst noch mit einem Referendar sprechen, der einstweilen meine Geschäfte übernehmen soll, und habe dann noch einiges zu besorgen.“

Mit einem flüchtigen Kusse entfernte er sich und Valerie sah ihn bekümmert nach; sein Abschied war ein ziemlich kühler gewesen.

„Was kann wohl geschehen sein?“ murmelte sie und ließ alle Möglichkeiten an ihrem Verstande vorübergehen, so viel sie jedoch auch grübelte, so kam sie der Wahrheit nicht nahe, denn sie suchte den Grund seiner Verstimmung in den Verhältnissen seiner Verwandten, an die er im gegenwärtigen Augenblicke mit

keiner Silbe dachte und drang daher auch nicht weiter in ihn, sondern ließ ihn unbehelligt abreisen.

Inzwischen erreichte der Gerichtsrath Heiligenburg, fand die Frau und den Knaben nach der ihm deutlich angegebenen Adresse und erfuhr über die Verhältnisse des kleinen Rudolph nur so viel, daß er von seiner Gattin unterhalten ward und von jeher unterhalten worden war; dies hatte ihn jedoch schon der Brief gesagt und er hätte die Reise gar nicht zu unternehmen brauchen, wenn er nicht mehr erfahren sollte.

Er betrachtete das Kind also nochmals genauer, um eine Aehnlichkeit mit seiner Gattin aufzufinden, aber selbst sein eifersüchtiges Auge konnte keine Spur davon entdecken, obgleich er nicht leugnen konnte, daß der Knabe sehr schön war und etwas in seinem Wesen vorherrschte, was ihm bewies, daß er trotz seines einfachen Anzugs und seiner fast ärmlichen Umgebungen aus einem höheren Stande sei, als der war, dem seine Pflegeältern, — ein Zimmermann mit seiner Frau, die Tochter jener Witwe, der er übergeben worden war — angehörten.

Als der Gerichtsrath die Pension des Knaben ausgezahlt und den Leuten versprochen hatte, daß er oder seine Frau auch ferner für das Kind sorgen wollten, fragte er:

„Sie haben also gar keine Ahnung, wer die Aeltern des Knaben sind?“

„Wir wissen weiter nichts, als daß die Frau des

Schlosser Thomas, der jetzt hier in der nächsten Straße wohnt, ihn meiner Mutter mit den Worten übergab: „Erziehen Sie ihn gut, das reiche Fräulein Steinigen wird Sie sehr reichlich für Ihre Mühe entschädigen.““

„Frau Thomas wohnt also in der Nähe?“

„Ja, wenn Sie sich zu ihr bemühen wollen, so kann Sie Rudolph hinführen, denn er kennt diese Leute.“

Rudolph's Begleitung ward vom Gerichtsrath bis zur Thür des Hauses angenommen und bald trat der Letztere bei der Schlossersfrau ein.

Sie machte ein sehr verlegenes Gesicht, als sie dem feinen Herrn einen Stuhl hinschob, den sie mit dem Zipfel ihrer Schürze abwischte und erwartete dann in demüthiger Haltung den Beginn der Unterredung, deren Zweck sie nicht vermuthete.

„Meine liebe Frau,“ begann der Gerichtsrath, „ich komme, um Sie im Betreff des kleinen Rudolph um eine Auskunft zu bitten; können Sie mir sagen, wer seine Aeltern sind und ob diese in der Folge etwas für ihn thun können?“

„Nein, die gewünschte Auskunft kann ich nicht geben; Auguste brachte ihn mir spät Abends mit der Bitte, ihn zu nähren, bis Fräulein Steinigen Pflegeältern für ihn gefunden hätte.“

„Auguste? Wer ist Auguste?“

„Sie war früher Stubenmädchen auf der Eisengießerei, wo mein Mann damals arbeitete und hatte dem Fräulein versprochen, das Kind unterzubringen.“

„Wissen Sie, wo diese Auguste gegenwärtig zu finden ist?“

„Auguste ist an einen Instrumentmacher verheirathet, der auf der Brückenstraße wohnt, Nergel heißt und in der großen Fabrik der Herren Monk und Witte arbeitet.“

„Gut, ich danke Ihnen,“ sagte der Gerichtsrath, und zog sein Portemonnaie hervor, um den Kindern, die sich neugierig herbeigedrängt hatten, einige Groschen zu geben, dann begab er sich auf den Weg zu Auguste, während er murmelte:

„Also zu Auguste, der Kuckuk mag wissen, wohin diese mich wieder schicken wird, am Ende schicken mich alle diese Frauenzimmer in den April.“

Madame Nergel war bald gefunden, sie hatte während ihrer Dienstzeit weit besser als die früher erwähnten Frauen gelernt, mit vornehmen Herren umzugehen; sie zeigte daher auch nicht die verlegene Blödigkeit der Frau Thomas oder die unverschämte Dreistigkeit von Rudolph's Pflegemutter, sondern empfing den Gerichtsrath artig und höflich.

„Um von Ihnen zu erfahren, wer die Aeltern des kleinen Rudolph's sind, bin ich hierher gekommen und ich bitte Sie, mir offen und ohne Umschweife meine Fragen zu beantworten, während ich Ihnen verspreche, Sie für Ihre Mühe reichlich zu entschädigen, denn was ich wissen will, werde ich auf jeden Fall aus-

kundschaften und je eher ich zum Ziele komme, desto besser ist es für Sie."

Die Frau betrachtete forschend die Züge des Gerichtsraths und sagte dann ausweichend:

"Der Vater des Knaben ist schon lange todt, er ist von einem Dampfwagen zerquetscht worden."

"Wer war der Vater, wie hieß er?"

"Seinen Namen weiß ich nicht, der Knabe heißt Rudolph Wentley, und ich glaube, daß er nach dem Vater getauft worden ist."

"Den Namen des Knaben weiß ich und ich wollte von Ihnen bestimmt erfahren, ob sein Vater Wentley hieß?"

"Das kann ich Ihnen nicht sagen, ich glaube es aber."

"Machen Sie keine langen Umschweife; von Frau Thomas erfuhr ich bereits, daß Sie ihr das Kind übergeben haben und Sie müssen mir daher auch sagen können, von wem Sie es empfingen, denn sonst vermuthe ich, daß es Ihnen selbst gehört, daß Sie seine Existenz Ihrem Manne verbergen wollen und aus diesem Grunde mir nicht deutlich und bestimmt antworten."

"Was!" fuhr Auguste auf, "was sagen Sie da, mein Herr, der Knabe ist das Kind von Valerie Steinigen und dem Hauslehrer Rudolph Sandel, der sich unter die Wagen warf, um sich zerquetschen zu lassen."

Der Gerichtsrath ward bleich wie der Tod, seine Füße wankten, indessen nahm er alle seine Kraft zusammen und sagte:

„Weiß außer Ihnen noch Jemand um dies Geheimniß? Vielleicht der Baron von Belten? Vielleicht einer seiner Bekannten oder Freunde?"

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, das Fräulein brachte das Kind mit von der Reise und übergab es mir heftig weinend. Aus Rücksicht für Fräulein Valerie habe ich daher auch immer geschwiegen und bedaure jetzt, daß ich mich von meiner Heftigkeit verleiten ließ und damit herausplatzte, als Sie mich beschuldigten."

„Machen Sie sich hierüber keinen Kummer, ich werde es nicht ausplaudern und nehmen Sie dieses Goldstück, um Ihren Kindern eine Freude zu machen."

Ehe Auguste antworten konnte, war der Gerichtsrath schon die Treppe hinunter, denn er war nicht im Stande, seinen ungeheuren Schmerz zu beherrschen; er stieg in eine Droschke, um das Hotel schleunigst zu erreichen, welches er bewohnte und sich in sein Zimmer einschließend, überließ er sich ganz der Heftigkeit seiner bittern Gefühle.

So war es also doch wahr, was er gefürchtet hatte, so mußte er, der so lange getäuscht worden war, durch einen Zufall die Wahrheit erfahren, eine Wahrheit, die ihn zwang, sich von dem angebeteten Weibe zu trennen.

Er wollte sich trennen, dieser Entschluß stand in ihm fest und weder das Bild Valeriens, was flehend vor seinem geistigen Auge stand, noch die Fürbitte des eigenen Herzens vermochte diesen Entschluß zu ändern, nur wußte er nicht, ob er ihr schreiben und nicht eher wieder in sein Haus zurückkehren sollte, bis sie dasselbe verlassen hatte, oder ob er zurückkehren und ihr selbst ihr Urtheil verkündigen mußte.

Beides ward ihm gleich schwer, besonders da ihr Zustand die größte Schonung forderte, wenn er ihr Leben nicht gefährden wollte, und er fragte sich selbst, ob es nicht seine Pflicht sei, alles noch eine kurze Zeit beim Alten zu lassen.

Die Humanität verlangte dies, beleidigter Stolz und gekränkte Eigenliebe protestirte dagegen und dann war es auch gefährlich für ihn, mit der Gewißheit des nahen Verlustes dem schönen, geliebten Wesen gegenüber zu stehen und fest zu bleiben. Auch wiederstrebte es ihm später, die Mutter seines Kindes mit derselben zu verbannen und sich und sie selbst elend zu machen.

Die Trennung mußte also sofort geschehen, hatte sie üble Folgen, so war die Schuld nicht auf seiner Seite, und es war vielleicht die friedlichste Lösung für Beide, wenn der Tod, wenn auch durch seine Handlungsweise gewaltsam herbei geführt, sie von den irdischen Drangsalen erlöste.

Ja, dies war jedenfalls der beste Weg, sofort offen

mit der Sprache heraus zu gehen und sobald dieser Entschluß einmal fest stand, trat er ohne sich also lange zu besinnen, den Rückweg nach der Heimath an und er stand in Valeriens Zimmer, ehe diese es vermuthete, denn eine so schnelle Rückkehr hatte sie nicht erwartet.

Als sie ihn erblickte, sprang sie auf, that einen Freudenschrei und sank weinend und zitternd in seine Arme, während sie rief:

„O, wie freue ich mich, Dich sobald wiederzusehen!"

William war so überrascht von diesem Empfange, daß er nicht den Muth hatte, sie von sich zu stoßen, denn ach! wie anders war er, als in frühern Zeiten, wo nur eine ernste Ruhe jede ihrer Bewegungen beherrschte und sie weder große Freude, noch tiefen Schmerz bei seinem Kommen und Gehen zeigte und kaum von denselben berührt zu werden schien.

In seinem Herzen tobten die wildesten Schmerzen, auf seinem Gesichte zeigte sich jedoch blos eine wehmüthige Rührung, die sich endlich in einem krampfhaften Schluchzen Luft machte und ihn zwang das Zimmer zu verlassen.

Valerie hielt ihn nicht zurück, denn auch sie bedurfte der Einsamkeit, um sich zu fassen und als er wieder in's Zimmer kam, sagte sie mit bewegter Stimme:

„O, William, wie glücklich bin ich, daß Du wieder da bist; Du kannst nicht glauben, wie unaus-

sprechlich ich mich nach Dir gesehnt habe. Ich habe alle meine Stärke aufbieten müssen, um Dir nicht nachzureisen, so wenig herzlich Dein Abschied auch war. Es schien mir, als sollten wir auf ewig getrennt werden."

„Du hast Dich nach mir gesehnt, Valerie, ist dies die Wahrheit, und wäre es Dir schmerzlich gewesen, wenn wir uns hätten trennen müssen?" fragte er mit bewegter Stimme.

„Hörtest Du jemals, daß ich mich durch eine Lüge erniedrigte?" fragte Valerie fast streng.

„Belogen hast Du mich allerdings nicht, aber die Wahrheit hast Du mir verschwiegen, und so weh es mir thut, es Dir jetzt sagen zu müssen, wo Dir eine Trennung von mir Schmerz bereitet, wie Du behauptest, so verlangt meine Ehre doch diese Trennung."

„Sprich Dich deutlicher aus, William, ich habe Dich nicht verstanden," entgegnete Valerie mit leiser, fast tonloser Stimme und sah ihn angstvoll in das bleiche Gesicht, in welchem der Schmerz zuckte.

„Nun dann — ich beging die Unzartheit, diesen an Dich gerichteten Brief zu öffnen, sein Inhalt veranlaßte mich zu der Reise, die ich unternahm und in Heiligenburg habe ich nicht blos Deinen Sohn, sondern auch die näheren Umstände seiner Geburt kennen gelernt."

Der Gerichtsrath ward noch bleicher, seine Hände zitterten und die Worte fielen schwer und langsam auf

die Seele des unglücklichen Weibes, was die Sprache verloren zu haben schien und sich angstvoll an ihn anklammerte.

Er hatte nicht den Muth dasselbe von sich zu stoßen, vielmehr preßte er es so heftig an sich, daß der Athem Valeriens stockte und sie mit Gewalt sich aus seinen Armen losmachen mußte, wenn sie nicht ersticken wollte, aber noch immer fand sie die Sprache nicht wieder.

„O Valerie!“ rief er endlich, „dieser Schicksalsschlag ist furchtbar, ich würde Dir verzeihen, wenn meine Stellung in der Gesellschaft nicht eine Trennung forderte, laß uns daher lieber sterben! Laß uns zusammen sterben!“

„Ich darf nicht sterben, William!“ erwiderte sie ernst. „Ich werde leben und damit Deine Ehre nicht länger besudelt bleibe, damit Deine Stellung in der Gesellschaft nicht gefährdet werde, will ich Dich augenblicklich verlassen, doch schwöre ich Dir zuvor bei dem ewigen heiligen Gotte, daß ich unschuldig bin, daß das Kind Rudolph das Vermächtniß meiner Freundin ist, deren Herz das Unglück brach.“

„Ist es möglich, Valerie, bist Du wirklich das reine Weib, als welches ich Dich von jeher angebetet habe?“

„Rein von Sünde ist kein sterbliches Wesen, aber den Fehler, welchen Du mir so eben aufbürdetest, habe ich nicht begangen, doch lassen wir eine längere

Discussion über einen Gegenstand, der mir peinlich ist, fallen, ich werde mich anschicken, Dein Haus binnen hier und einer Stunde zu verlassen, um niemals dahin zurückzukehren."

Die letzten Worte Valeriens erstarben unter ihren Schluchzen; sie zog jedoch ihren Shawl fester um die Schultern zusammen und schritt der Thür zu, ohne noch einen Blick auf den Gerichtsrath zu werfen.

Dieser faßte sie in seine Arme, trug sie nach dem Sopha und sagte, indem er vor ihr niederknieete:

„Meine theure Valerie wird mir verzeihen, daß ich sie durch einen solchen Verdacht kränkte, wenn ich ihr versichere, daß ich jetzt, wo sie gesprochen, nicht mehr an ihr zweifele, daß ich Alles thun werde, um ihr vergessen zu machen, wie ich sie kränkte und —"

„Laß es gut sein, William," unterbrach ihn Valerie, „ich reise, wie ich Dir schon gesagt habe, ab, und werde nicht eher in Dein Haus zurückkehren, bis ich Dir die Beweise meiner Unschuld schaffen kann, die mir leider jetzt fehlen. Ich bringe meiner geschiedenen Freundin, nachdem ich so lange darbend an der Freudenquelle gesessen, auch dieses mein neues Glück zum Opfer."

„Aber Valerie, Du sollst, Du darfst nicht gehen!" unterbrach sie der Gerichtsrath, „Du gehörst in mein Haus, an mein Herz und ich lasse Dich nicht von mir!"

„William, als Belten mich durch das Aussprechen

desselben Verdachtes, den Du mir so eben entgegengeschleudert, kränkte, hob der Gedanke bald wieder meinen Muth, daß ein Mann, der selbst schlecht sei, nur niedrig von Frauen denken könne, besonders wenn er keine Gelegenheit gehabt, sie besser zu kennen. Wenn aber Du, der Du mich besser kennen mußt, derselben Meinung gewesen bist wie er, dann ist das Verbindungsglied der Kette zersprungen, die uns umschlingt und ich stelle Dir frei, ob Du eine gerichtliche Scheidung verlangen willst, oder warten, bis ich mich durch Beweise rechtfertigen kann. Entscheide wie Du willst, ich werde mich fügen!"

„So willst Du mich also allen Ernstes verlassen?"

„Gewiß, noch heute gehe ich nach Hause."

„Und Du gehst, ohne Schmerz zu empfinden?"

„Nie ist das Bewußtsein der innigsten Liebe zu Dir stärker in mir gewesen, als im gegenwärtigen Augenblicke; es wäre jedoch eine große Schwäche, wenn ich blos auf die Stimme der Liebe hörend, vergessen könnte, welcher Verdacht Dich so eben beherrschte."

„Meine theure Valerie, bedenke doch, daß der Schein gegen Dich war!" rief der Gerichtsrath und streckte flehend seine Hände aus.

„Das ist ja eben das Unglück, daß ich nicht im Stande bin, der Verleumdung kräftig entgegen zu treten und aus diesem Grunde muß ich Dich auch verlassen, selbst wenn mein Herz darüber bräche. Mache

mir daher den Abschied nicht schwerer als es sein muß und laß mich in Frieden ziehen; will es das Schicksal, so können wir vielleicht wieder vereinigt werden; wenn nicht, so lebe ewig wohl!"

„Wenn Dein Entschluß, mich zu verlassen, ein unumstößlicher ist, so erlaubst Du mir wohl, Dich wenigstens bis zu Deiner Mutter zu begleiten, damit ich weiß, daß Du sicher im Schooße Deiner Familie ankommst?" fragte der Gerichtsrath und schloß sie abermals in seine Arme.

Valerie antwortete nicht, ein leiser Druck ihrer Hand gab ihm jedoch die Versicherung, daß sein Anerbieten angenommen worden war, und nach Verlauf weniger Stunden rasselte die Droschke mit den Reisenden auf dem Pflaster dahin und der Dampfwagen nahm sie auf, um sie an's Ziel ihrer Reise zu führen.

Valeriens Mutter war sehr überrascht, ihre Tochter jetzt wieder zu sehen, da man doch verabredet hatte, daß sie erst zur Trauung ihrer Schwester wieder nach Heiligenburg kommen sollte, sie ward jedoch wahrhaft bestürzt, als sie die Haltung der beiden Gatten einander gegenüber beobachtete, so wie als sie erfuhr, daß der Gerichtsrath noch denselben Tag wieder abreisen, und Valerie für längere Zeit bei ihr bleiben wollte, doch machte sie keine Gegenvorstellungen, denn sie folgte dem Prinzip, daß eine Schwiegermutter stets wohlthue, sich nicht in die ehelichen Verhältnisse ihrer

Kinder zu mengen, sondern es ihnen selbst überlassen müsse, kleine Differenzen auszugleichen.

Als jedoch der Gerichtsrath fort war, erzählte ihr Valerie die Geschichte ihres Leidens von der ersten Stunde an bis jetzt und obgleich die Mutter den Wunsch kaum unterdrücken konnte, ihr mit allem Ernste Vorstellungen über ihren Mangel an Vertrauen zu machen, so hielt sie doch ihre Vorwürfe zurück, da Valeriens Zustand nicht blos alle Schonung forderte, sondern sie auch so niedergeschmettert und unglücklich war, daß sie kaum noch mehr niedergebeugt werden konnte. Es war daher weit eher Pflicht, sie aufzurichten und sie sagte daher:

„Und wie lange glaubst Du, meine Tochter, daß diese Verbannung dauern soll?“

„Unsere Trennung ist vielleicht eine ewige,“ erwiderte Valerie schluchzend, „denn ich kann den Anblick eines Mannes nicht ertragen, in welchem der Glaube an weibliche Tugend so leicht zu erschüttern ist, daß er sein Weib als eine Schuldige behandelt, obgleich sie ihm nie Veranlassung zur Klage gab.“

„O mein armes Kind, Deine Lage ist eine sehr traurige, doch hoffe ich, daß Du einen Trost in dem Umgange mit einem Manne finden wirst, der doch früher einen unbegrenzten Einfluß auf Dich ausübte.“

„Und dieser Mann, wer ist er?“

„Jemand, den wir lange für todt hielten, es ist — —“

„Rudolph! Rudolph, lebt Rudolph?“ unterbrach sie Valerie.

„Er lebt, er ist seit gestern hier und Du kannst ihn morgen schon sehen, wenn es Dein Wunsch ist und Du Dich stark genug fühlst.“

„O Gott! habe Dank für Deine Gnade,“ rief Valerie, „an seiner Kraft werde ich die meinige aufrichten, auch er ward verkannt, verbannt und verleugnet, ich selbst habe ihm wehe gethan, jetzt wollen wir zusammen dulden und ohne Klage ertragen, was Gott schickt, denn er wird die Nebel zerstreuen, welche die Sonne unsers Glücks umlagern oder uns Kraft zur Duldung geben.“

„So sei es, meine Tochter, gehe daher jetzt zur Ruhe, morgen sollst Du ihn sehen, denn auch er ist gewiß bekümmert, da er mit andern Hoffnungen im Bezug auf Deine Schwester hierherkam, als wie sich ihm verwirklichten.“

Neuntes Kapitel.

Wir verließen den Baron von Belten in dem Walde welcher der Placer, in dessen Schooße es Gold in Fülle gab, zunächst lag und obgleich ihn der Aufenthalt in demselben unheimlich genug vorkam, so schien er ihm doch ein weit angenehmerer Aufenthalt, als die weite Ebene, auf welcher so lange sein Zelt gestanden hatte.

Wir wollen ihn nicht auf seinem mühsamen und beschwerlichen Pfade folgen, auf welchem ihn Hunger, Durst und Muthlosigkeit plagten, weil er den rechten Weg verfehlt hatte und wie es ihm schien immer tiefer in den Wald hinein gerieth, ohne etwas zur Nahrung zu finden, als einige Vögel, die er schoß und deren Blut er aussaugte, um seinen Durst zu löschen, ehe er sie an seinem Feuer briet.

Erschöpft sank er auf dem Boden nieder, seine Gedanken schweiften nach Europa, wechselnde Bilder

zogen an seinem geistigen Auge vorüber, aber er war zu schwach um sie festhalten zu können, sie verwirrten sich, seine Besinnung schwand und er lag hier eine Beute des Tigers, des grauen Bären oder der Indianer, die sich manchmal so weit ab von ihrem Gebieten verirrten, daß sie Streifereien in diesen Territorien unternahmen, denn nicht selten sah man Leute vom Stamme der schlauen Commanches oder der grausamen Apaches sich in dieser Wildniß herumtreiben, um die harmlosen Reisenden zu überfallen oder gar die Haziendas zu plündern und es ist schwer zu sagen, ob der Wunsch, ihre weißen Brüder zu mißhandeln und zu martern, oder die Sucht nach Beute sie so weit hinein in das Gebiet der Civilisation trieb, wo Gefahren aller Art ihrer warteten, denn nicht blos sie selbst waren grausam, die Mexikaner und Reisenden waren erbittert und behandelten sie schonungslos, wenn sie sie habhaft werden konnten.

Diesmal war es jedoch kein Indianer, dem der Baron in die Hände fallen sollte, sondern ein Vaquero*), der sich so weit von der Hazienda seines Herrn im Walde verloren hatte, daß er in diese Wildniß gerieth und da er augenblicklich einen Reisenden in dem Bewußtlosen erkannte, denselben mit Speise und Trank erquickte, die er stets bei sich führen mußte weil die Abwesenheiten dieser Roßbändiger von dem

*) Hirt oder Roßbändiger.

Hause ihres Herrn oft lange dauern, da sie weit in der Ferne umher schweifende Thiere suchen und heimbringen müssen.

Der Vaquero lud ihn auf sein Pferd und schritt während er dasselbe am Zügel führte, neben ihm her und suchte den nächsten Weg, um ihn nach der Hazienda zu bringen, die, wenn er denselben verfolgte, nicht weit davon an der entgegengesetzten Seite des Waldes lag und weite Savannen vor sich hatte, auf welchen die zahllosen Heerden, der ganze Reichthum des mexikanischen Grundbesitzers, weiden konnten.

Dieses Landhaus oder Rittergut, wie man bei uns sagen würde, glich eher einer düstern Festung, als einem Wohnsitz des harmlosen Friedens und die Vaqueros, welche in dem Hofe und unter den Schirmdächern umher standen, waren bewaffnet und glichen eher den Landwehrmannschaften als friedlichen Hirten oder Pferdezüchtern aus der patriarchalischen Vorzeit, und der Eindruck den ihre wilden Physiognomien auf Belten machte, war kein beschwichtigender und erweckte eher Unruhe und Besorgniß in ihm.

Indessen war es doch unter diesen eben nicht viel versprechenden Menschen immer besser als im Freien und ohne Nahrung. Belten bemühete sich daher auch als er dem Hausherrn, einem ernsten Spanier vorgestellt ward, die ganze noble Eleganz in sein Betragen zu legen, die ihm früher eigen gewesen war, um sich seine Gunst zu gewinnen.

Er ward auch wirklich willkommen geheißen und zum Essen eingeladen und das Haus des reichen Gutsherrn ihm so lange zur Verfügung gestellt, als er es zu benutzen gedächte.

Velten wünschte, nachdem er sich erholt hatte, nach einem andern Orte zu gehen, wo man Gold fände und theilte diesen Entschluß seinem Wirthe mit.

Der Besitzer der Hazienda sagte ihm jedoch, daß er überall dieselbe Rohheit, dieselbe Habgier und den Mangel an Lebensmitteln finden würde, wenn er in dieser Gegend bliebe und gewiß klüger handele, das Geld was er bereits besäße zum Ankauf von Lebensmitteln, die er dann theuer verkaufen könnte oder andern gangbaren Artikeln zu verwenden, wobei er mehr gewinnen würde, als in den Placers, die mit Suchenden überfüllt wären, die alle Mangel an den nothwendigsten litten.

Velten fand den Rath seines Wirthes klug, besonders da er annehmen mußte, daß dieser Mann die Verhältnisse genau kannte und kein Interesse dabei für ihn selbst vorwaltete, daß er also die Sache unpartheiisch beurtheilte und da er selbst bei der Erinnerung an jene unheimlichen Gestalten und die Gefahren, die ihn dort droheten, schauderte, so beschloß er nicht wieder hinzugehen.

Er bereuete jetzt, nicht den Rath Eulaliens befolgt und sie von sich gestoßen zu haben, denn abgesehen davon, daß sie dann bei ihm war, vielleicht doppelt

so viel Gold in seinen Handel zu stecken hatte, würde sie auch zum großen Theil die Handelsgeschäfte besorgt haben, die ihm so sehr zuwider waren und er hätte sich seinen eigenen Geschmacksrichtungen überlassen können.

Indessen war der Fehler einmal geschehen und da unter den gegenwärtigen ungünstigen Verhältnissen keine Aussicht war Dictator, Gouverneur oder etwas dem Aehnliches zu werden, so beschloß er, dieses ihm jetzt verhaßte Land lieber ganz zu verlassen und wenn er einmal Krämer werden mußte, entweder in Havannah oder in den westlichen Staaten, vielleicht in Chicajo, Cincinati oder St. Louis seine Firma auszuhängen.

Er entschloß sich daher, auf der Hazienda zu bleiben, bis er einen Führer nach einer der Hafenstädte in der Nähe finden könnte, wo er warten wollte bis eins der dort liegenden oder ankommenden Schiffe in See stäche und die Richtung, die es einschlüge, sollte auch die Wahl seines künftigen Aufenthaltsortes bestimmen, da er das erste benutzen wollte, was sich zeigen würde.

„Ja, ja so ist es,“ murmelte Velten, „der Zufall soll mein Geschick lenken, denn unsere kühnsten Hoffnungen und genauesten Berechnungen werden ja doch von ihm vereitelt!“

Thor, der er war, blos an die Herrschaft des blinden Zufalls zu glauben und das Walten der Vorsehung zu leugnen, Thor der er war, sich diesem Zu-

falle ohne alle Rücksicht zu überlassen und nicht zu glauben, daß die Stunde der Rechenschaft auch für ihn schlagen würde, ehe er seine Rechnung abgeschlossen hätte.

Obschon die Speisen, wie sie in Mexico zubereitet werden, dem europäischen Gaumen eben so wenig zusagten wie ihnen der Magen sein Compliment machte, so waren sie doch immer besser als gar keine Nahrung oder die, welche Belten in den letzten drei Monaten genossen hatte und er erholte sich daher auf der Hazienda bald wieder von seiner Kraftlosigkeit, denn schon der sorglose Schlaf unter einem sichern Dache und famose Chocolade, die er in reichlichem Maße genießen konnte, stärkten ihn.

Als daher ein Caballero mit seinem Diener, einem civilisirten Indianer auf seiner Reise von Cosola nach Mazatlan die Hazienda berührte und dort übernachtete, fragte er an, ob er mit ihm gemeinschaftlich seine Reise fortsetzen dürfte, wenn er die Hälfte der Kosten für Bedienung und Führeramt an den Indianer bezahlte.

Der Caballero willigte ein und erbot sich sogar ihm ein Pferd, was er zur Reserve bei sich führte für die Kugelbüchse die Belten besaß, zu überlassen, wenn dieser in Mazatlan sich einschiffte und dieselbe also nicht mehr brauchte. Belten hatte jedoch schon von seinem Wirth ein Pferd eingehandelt und da er nicht Willens war, sich von seiner guten Waffe zu

trennen, so ging er nicht auf den Vorschlag ein und sie reisten mit drei Pferden und einem Maulthier, welches der Indianer ritt, ab und wendeten sich wieder dem Urwalde zu, der für Velten, als er allein darin umher irrte, so schauerlich gewesen war.

Der Indianer ritt ihnen voraus, denn er mußte den Weg erst suchen und obgleich derselbe prunkhafterweise den Namen einer Straße trug, so würde Velten ohne den Führer nicht einmal eine Idee gehabt haben, daß es ein betretener Weg sei, auf welchem sie sich jetzt mühsam fortwanden.

Velten hatte sich so viel Kenntniß der spanischen Sprache angeeignet, daß er sich mit seinen Reisegefährten unterhalten konnte und die erste Tagereise ging ohne Abenteuer und Unterbrechung zu Ende, d. h. sie erreichten eine Hütte, die von einem kleinen geklärten Stück Land umgeben war, auf welchem Mais gebauet ward. Hier erhielten sie neben schmaler Kost die Erlaubniß ihre Ziegenfelle auf dem Boden ausbreiten zu dürfen, ihr Gepäck als Kopfkissen zu benutzen und sich von den Scorpionen stechen zu lassen, wenn sie so unglücklich sein sollten, solche Thiere herbeizulocken.

Dies war der Comfort, den dieses Hôtel bot und doch waren die Reisenden froh, es erreicht zu haben, ja, sie zahlten sogar gern der eine eine Unze Goldstaub, der andere eine Hand voll Piaster, denn sie konnten doch unter diesem elenden Dache wenigstens nach den Anstrengungen des Tages sorglos schlafen,

während, wenn sie im Freien übernachteten, sie ein Feuer hätten unterhalten und abwechselnd wachen müssen, damit kein lüsterner Tiger oder verwegener grauer Bär seinen Appetit an ihrem Fleische stillte.

Am andern Tage brachen sie zeitig wieder auf, denn wenn sie abermals ein Nachtlager in einer menschlichen Wohnung haben wollten, so mußten sie tüchtig zureiten und sie thaten es auch wacker, denn sie waren durch die Nachtruhe gestärkt.

Das Maulthier des Indianers schien jedoch ermüdet zu sein ehe die Gesellschaft die Erlaubniß dazu gab und sein Reiter brachte es nicht mehr von der Stelle, denn bekanntlich sind die Maulthiere störriger wie die Pferde, so daß sich die Gesellschaft, wenige Stunden vom Ziele bequemen mußte Halt zu machen, und Vorbereitungen für die Nacht im Freien zu treffen.

Der Diener zündete daher ein Feuer an, nachdem er Pfähle eingeschlagen hatte an welche die Thiere lose angebunden wurden, damit sie sich nicht verliefen, wenn sie grasen gingen und die Herren gingen auf Entdeckungen nach einem leckern Braten aus, während ihr Diener das in ledernen Schläuchen mitgebrachte Wasser in dem Blechtopfe ans Feuer setzte, welcher Belten in seinem Zelte als Kochgeschirr gedient hatte — wenn er nota bene etwas zu kochen hatte — denn in Ermangelung eines besseren Soupers mußte eine Tasse Thee, etwas kaltes Fleisch und Maiskuchen, die sie für den Fall der Noth bei sich führten, aushelfen.

Die Herren hatten sich also auf die Jagd begeben, denn die Sonne war noch nicht untergegangen; um sich jedoch nicht zu verirren, hatten sie die Vorsicht gebraucht, ihre Lassos, die gewöhnlich nach Art unserer Waschleinen aufgewickelt, an den Sattelknopf hingen, loszubinden und mit dem einen Ende an dem Pfahle, an welchem das Pferd eines jeden angebunden war, festzumachen, während sie sich das Bündel um den Arm hingen und im Weitergehen abwickelten, so lange der Lasso ausreichte.

Wenn sie sich nun auch nicht weiter als hundert Ellen vom Lagerplatze entfernen konnten, da die Länge des Lasso nicht weiter ging, so konnte sie doch nach mehreren Richtungen hingehen und es war eine solche Entfernung auch schon hinreichend, um in einem so wenig benutzten Jagdrevier etwas zu finden, besonders da hier die Gegend schon wasserreicher ward und einzelne kleine Lagunen sich zeigten.

Velten hatte seinen Lasso bereits abgewickelt, er trug noch die Schlinge um den Arm und seine Augen überliefen forschend die ganze Umgebung, aber kein Wild zeigte sich ihm, ja nicht einmal ein Vogel, der einen Schuß werth gewesen wäre, denn er war in entgegengesetzter Richtung von dem Wasserbecken gegangen, welches ihm am nächsten lag.

Wohl aber strömten Pflanzen aller Art balsamische Wohlgerüche aus, und die Vegetation war eine so üppige, daß Velten, sich der Schwelgerei seiner Sinne

überlassend ganz vergaß, daß es die gebieterische Stimme des Magens gewesen war, die ihn zu dieser Excursion getrieben hatte.

Er warf sich daher am Stamme eines gewaltigen Baumes nieder und schauete träumerisch zu dem grünen Dome auf, den die dichtverschlungenen Aeste über ihm gewölbt hatten und der ihn mit Bewunderung, ja fast mit Andacht erfüllte.

Doch nur wenige Augenblicke überließ er sich dieser poetischen Schwärmerei, unangenehm von dem Gedanken berührt, daß die üppigen, duftenden Kräuter, die ihn zum schwellenden Lager dienten, vielleicht ein ihm gefährliches Thier beherbergen könnten, richtete er seine Blicke auf den Boden und griff nach seinem Messer, um den Feind durch dasselbe von sich abzuhalten.

Er sah weder eine Schlange noch etwas von einer andern Reptiliengattung, wohl aber sah er, daß die Farrenkräuter an einer Stelle niedergedrückt und zertreten waren, als hätte hier ein Kampf stattgefunden und der Schreck, den er bei dieser Wahrnehmung empfand, ist nicht zu beschreiben.

Sofort stand er auf seinen Füßen, faßte sein Gewehr fester und schaute ängstlich auf dem Boden umher.

Fetzen eines Zarapees und anderer Kleidungsstücke lagen hier herum, ein rostiges Messer und eine Kugelbüchse, sowie einige zerbissene Knochen von einem Menschen, der hier in dieser Einöde seinen letzten Seufzer

ausgehaucht, ohne daß ihm ein menschliches Wesen die Augen zugedrückt oder seine Leiche begraben hätte, begegneten seinen Blicken.

Velten schauderte und wollte den Ort des Entsetzens verlassen, als ihm einfiel, daß ein Mann, der sich von der Straße verirrt und hier umgekommen war vielleicht Schätze bei sich gehabt haben könnte, denn beraubt und getödtet konnte er nicht sein, sonst hätte man ihm zunächst Kleider und was noch werthvoller war, sein Gewehr genommen, und es schien wahrscheinlich, daß der Hunger oder ein wildes Thier der Feind gewesen sei, der ihn überwältigt hatte.

Er schauete sich daher überall aufmerksam um, vielleicht war es gar ein glücklicher Goldsucher gewesen, der auf dem Rückwege umgekommen war und er konnte am Ende einen Fund thun ohne erst mühsam Quarzstücke suchen und zerschlagen zu müssen, denn die wilden Thiere, welche den Leichnam fast bis auf die letzte Spur gefressen hatten, hatten sicher das Gold verschmähet, was die üppige Vegetation mit bereits neuen Sprossen bedeckt haben konnte.

Velten ging wieder nach der Stelle, wo er das Gewehr gefunden hatte und dort lag schimmlich, halb verdorben und zerbissen von den Zähnen eines wilden Thieres eine Ledertasche, die an einem Gurt befestigt war, den der Todte jedenfalls um den Leib getragen hatte, und die so schwer wog, daß sie Velten nur mit Mühe aus der Erde herausheben konnte, in welche sie

fest eingedrückt schien, während Schlingpflanzen sie fast überwucherten.

Schnell leerte er als er sie glücklich herausgehoben, den Inhalt derselben, der in Goldkörnern, die sich in ledernen Beuteln befanden, bestand, in die seinige, die leer war weil er sie als Jagdtasche zu benutzen gedachte und aus diesem Grunde ihren Inhalt in seinen Mantelsack gepackt hatte, zog seinen Zarapee fest über dieselbe, raffte das fremde Gewehr auf und wickelte sich an seinem Lasso wieder nach dem Lagerfeuer.

Sein Kamerad war bereits zurückgekehrt und einige Vögel, beinahe in der Größe von Fasanen, brieten bereits an dem Spieße, den der Indianer improvisirt hatte, es waren nach der Erklärung des Indianers Rebhühner.

Velten that als wäre er über sein geringes Jagdglück verstimmt, zeigte jedoch das Gewehr, welches er gefunden und sein Reisegefährte hatte nichts eiligeres zu thun als es zu betrachten und zu probiren ob der Schimmel und Rost zu entfernen sei und ob es noch losginge und sicher träfe.

Mit dem Messer machte er dem Indianer ein Geschenk, dieser that einen Freudensprung und bemühete sich ebenfalls seine Schärfe zu probiren. Dadurch gewann Velten Zeit seinen Schatz in seinem Mantelsacke unterzubringen, ohne daß es von seinen Gefährten bemerkt ward und einer oberflächlichen Berechnung nach überstieg dieser Fund den Werth des Goldes, was er

schon besaß um das dreifache, so daß er sich für einen Krösus hielt und mit gutem Appetit einen der Vögel verzehrte, den ihm sein Begleiter gastfreundlich anbot.

Da er munter und aufgeregt war, so erbot er sich den ersten Theil der Wache zu übernehmen und befahl blos dem Indianer genug Brennstoff herbeizuschaffen, was dieser auch bereitwillig that, wenn er nur zuerst schlafen konnte, da die erste Wache die gefährlichste war und dieser gezähmte Indianer keineswegs einen Ueberfluß von Muth entwickelte.

Belten lehnte sich mit dem Rücken an sein Pferd, setzte sich sobald die Kameraden sich niedergelegt hatten auf seine Mantelsäcke und schauete, eine Cigarette rauchend, das Gewehr auf dem Knie auf das knisternde Feuer, in welchem er fortwährend ein Gesicht sah, was drohend sein Eigenthum zurückforderte. Natürlich drängten sich ihm dabei die Gedanken auf, ob er seinen Schatz glücklich in Sicherheit bringen würde oder ob vielleicht schon nach kurzer Zeit ein anderer sich seines Reichthums freuen könnte, während seine Gebeine ja leicht eine Beute der Schakals oder später der Haifische im stillen Ocean würden, wenn er diesen wirklich erreichte.

Die Nacht verging jedoch ohne Gefahr und er legte die nicht mehr weite Reise nach Mazatlan ebenfalls ohne Abenteuer zurück und fand dort auf der Rhede ein Schiff von ungeheuren Dimensionen, welches von Californien kommend, hier angelegt hatte, um in Ma-

zatlan noch einige Geschäfte abzumachen, theils für San-Francesco, wo der Kapitain damit beauftragt worden, theils für sich selbst.

Das Schiff hieß Central-Amerika, war stark gebaut und nach Havannah bestimmt. Es führte wie ihn ein Kaufmann in Mazatlan versicherte nahe an zwei Millionen Gold an Bord, war gut bemannt, die Maschine war von vorzüglicher Construction und die vielen Passagiere, gegen siebenhundert, wurden gut verpflegt. Konnte sich also für Velten eine bessere Reisegelegenheit finden?

Gewiß nicht und seinen guten Stern segnend, schloß er das Geschäft mit dem Kapitain ab und sein Reiseziel sollte Havannah sein, wo er als Kapitalist zu leben beabsichtigte, bis es ihm gelänge, sich den Weg zu einer hohen Stellung in dieser Hemisphäre zu bahnen.

Velten liebkoste oft seinen Mantelsack, er weidete sich am Anblick seines Goldes aber mochte er gehen oder stehen wo er wollte, so sah er wie damals im Wachtfeuer ein Gesicht, was sein Eigenthum zurückforderte, er hörte eine Stimme, welche flüsterte, es gehört Dir nicht und um sich dieses unbekannten Feindes zu entledigen beschloß Velten endlich noch am Tage der Einschiffung, das Gold gegen gute Papiere auf ein Haus in Havannah, dessen Renommee ein außerordentlich gutes war, bei einem dortigen Kaufmann umzutauschen. Ferner kaufte er sich um sie zu verwahren

einen Blechgürtel, der doppelt und inwendig hohl war und den er mit Guttapercha und dann mit Leder überziehen ließ und trug ihn um den Leib. In demselben waren also seine Wechsel wohl geborgen.

Eben so kaufte er sich einen Schwimmgürtel der stärksten Art, um ihn im Fall einer Gefahr vertrauen zu können und sich Stundenlang über dem Wasser zu halten.

Der Kaufmann lachte über diese Vorsichtsmaßregeln und nannte sie geradezu thöricht, wenn man mit einem solchen Dampfer reise wie das Schiff Central-Amerika sei und welches von einem so vorsichtigen und gewandten Kapitain befehligt wurde, aber Belten ließ sich nicht irre machen, er war erst ruhig als er seine Schätze so wohlverwahrt um den Leib trug und nahm von dem Kaufmann herzlichen Abschied, der ihm die Werthpapiere ausgestellt hatte.

Auch die Ueberfahrt nach dem Schiffe an der felsigen Küste mitten hin durch Brandungen und Klippen war ihm ängstlich, indessen die Bootsleute eines solchen Schiffes sind tüchtige Ruderer und der Kapitain darf hinsichtlich des Lootsen nicht geizig sein, so daß die Ladung sicher an Bord gebracht wird.

Sie erreichten daher das Schiff glücklich und Belten streckte sich mit einem Gefühl von Sicherheit und lange nicht gekanntem Behagen auf dem Sopha der Kajüte aus, schnallte die für die Dauer der Reise tüchtig mit Piastern gefüllte Geldtasche ab und beschloß sich

aus Keller und Küche des Schiffes für das lange Darben in diesem Lande zu entschädigen.

Der Raum gestattet uns nicht, Belten auf dieser Reise so zu begleiten, daß wir Zeugen seiner üppigen Schwelgereien sind, wir wünschen auch gar nicht dem Leser einen Mann wieder in seiner früheren Materialität zu zeigen und schämen uns zu sagen, daß das Leben in der Wüste, der Kampf mit Entbehrungen und Gefahren ihn nicht gebessert hatte und daß er zu Ende der Reise mit ungestümer Sehnsucht Land suchte, nicht um sich dort einer nützlichen Thätigkeit zu widmen, sondern um nach Abwechselungen und neuen Genüssen auszuschauen, die in der Weltstadt Havannah, in der Hauptstadt Cubas ihm nicht fehlen konnten.

Portorico und Domingo lag nach dem Ausspruch des Kapitain's bereits hinter ihnen und man hoffte in der kürzesten Zeit Cuba in Sicht zu bekommen, also bald am Ziel der Reise zu sein.

Belten stand auf dem Räderkasten, das Fernrohr am Auge und ließ seine Blicke über diese endlose Wasserwüste schweifen, die für ihn ein eintöniges Schauspiel ohne Leben und Interesse war, weil er sie schon zu lange gesehen und der erhabene Anblick für ihn alltäglich geworden war.

Der Kapitain, ein ernster junger Mann mit einem schwermüthigen Zug, um den fein geschnittenen Mund stand neben ihm, sein dunkles Auge ruhete auf der Wasserfläche, er betrachtete sie forschend, es schien ihm

als kräusele sie sich mehr als es bei der Windstille natürlich war und doch steuerten sie den richtigen Cours wie die Messungen bewiesen, es konnte also nur von ihm unbekannten Klippen oder Brandungen herrühren und er beschloß die Bewegung der Wellen schärfer zu beobachten und selbst am Steuer zu bleiben.

Plötzlich war es ihm als spürte er einen Ruck und Belten, der es ebenfalls gefühlt hatte, sah ihn bestürzt an, während er rief: „Was kann dies bedeuten Herr Kapitain?“

Mit einem Satze war der Kapitain vom Räderkasten, er gab keine Antwort und eilte auf dem Decke hin, Belten folgte ihm ängstlich und bald kam der unten im Schiffsraume beschäftigte Steward gestürzt und rief ohne zu überlegen, welche Bestürzung seine Worte und Mannschaft und Passagieren hervorrufen mußten.

„Kapitain, es dringt Wasser in den Schiffsraum, das Schiff hat ein Leck bekommen, so lange ich darunten war, ich fühlte den Stoß, es war ein heftiger.“

Wenn der Blitz in das Schiff eingeschlagen hätte, konnte das Entsetzen nicht größer sein als das, welches diese Worte hervorriefen, alles drängte sich um den Kapitain und schien sich für verloren zu halten, wenn er nicht Hülfe und Rath schaffte.

„Muth Kinder!“ rief derselbe, „Muth, wenn Ihr alle helft das Wasser ausschöpfen, so werden wir glück-

lich in den Hafen einlaufen, denn wir sind nicht mehr weit entfernt."

Nach diesen Worten eilte er in den Schiffsraum und gab seine Befehle, bald war eine Kette bis auf das Deck gebildet und die Gefäße, welche das Wasser ausschöpften, gingen von Hand zu Hand, denn jeder strengte seine Kräfte an, besonders da das Feuer der Maschine verlöschte und das Schiff nicht mehr der ersehnten Küste zueilte, sondern unthätig auf den Wellen lag.

Wer kennt nicht die Geschichte dieses unglücklichen Fahrzeugs, die uns die Zeitungen ausführlich erzählt haben, sie ist noch neu und furchtbar in der Erinnerung an ein so entsetzliches Unglück. Man erlasse mir daher die Schilderung alles des herzzerreißenden Jammers, der sich in den Zügen der Mutter malte, als sie ihre Lieblinge einem sichern Tode geweihet sahen.

Man fordere von mir nicht, daß ich die Bilder rührender Kindesliebe malen soll, die sich zeigten, als ein Nothsignal das Boot einer vorbeisegelnden Brigg herbeirief, dem man zuerst die Kinder übergab. Viele waren dabei, die sich nicht von den Aeltern trennen wollten und man mußte Gewalt brauchen, um sie in das rettende Boot zu bringen.

Wie schwer ward später die Trennung der Frauen von den Männern, als sich für einen Theil derselben ein Rettungsboot fand, welches leider nur einen geringen Theil aufnehmen konnte. Eben so wäre jede Feder zu

schwach, dieses Schweben zwischen Furcht und Hoffnung, das Schreien des Jammers, das Aufjauchzen der Freude bei der Aussicht auf Rettung in den vier Tagen zu beschreiben, die das Schiff zwischen Sinken und Rettung, die Menschen bei dem Gedanken an Leben oder Tod kämpften.

Kaum vermöchte der Pinsel eines berühmten Malers jene ergreifenden Physiognomien auf die Leinwand festzubannen, die sich seinen Blicken zeigten; den Ausdruck der Freude, als die Maschine von Neuem ihre Thätigkeit begann und den Ausbruch der Verzweiflung, als sie dieselbe wieder einstellen mußte, sowie den Ausdruck der Gesichter bei den Situationen des Einzelnen.

O mit welcher schmerzlichen Sehnsucht dachten die, welche vom Durste nach Gold von der Heimath fortgetrieben wurden an die Lieben zu Hause, die sie reich und glücklich wieder zu sehen hofften, ach es waren nicht lauter solche, welche die Habsucht getrieben, es befanden sich Söhne darunter, die das Alter der armen Mutter heiterer und erträglicher machen wollten, solche, die eine ehedem wohlhabende Familie besessen, die durch Unglück oder eigene Schuld später verarmt, jetzt in Mangel schmachtete und verachtet ward.

Um sie wieder groß und angesehen zu machen, ging der älteste Sohn nach dem Goldlande, seine Bemühungen wurden mit Erfolg gekrönt, er sah sich bereits im Kreise der Seinen, da rief Gott mit Donner-

stimme, bis hierher und nicht weiter, und die starre Verzweiflung nahm Platz auf dem bleichen Gesichte als jede Aussicht auf Rettung schwand.

Oder es waren junge Leute dabei, welche die Liebe zu einem Mädchen trieb, Reichthum in der Ferne zu suchen und so die ungleichen Verhältnisse auszugleichen oder Familienväter, die im Vaterlande nicht Brod genug für die Lieben fanden.

Alle erlagen einem Schicksale, alle gingen einem Verderben entgegen und die Impulse ihres Herzens waren vergessen oder sie dachten der Ihrigen noch mit jenem gewaltigen Schmerze des Scheidens ohne Abschied.

Das Gold war aus dem Schiffsraume in die Kajüte geschafft worden, hier lag es wie das Korn auf dem Boden eines reichen Gutsbesitzers in endlosen Massen. Es glitzerte und funkelte, aber Niemand schenkte ihm einen flüchtigen Blick und alle würden sich beeilt haben, es in's Meer zu werfen, wenn dadurch die Rettung des Schiffes verbürgt worden wäre und sie nur mit dem Leben davon gekommen wären.

Velten dachte auch an die Heimath, aber um ihn weinte keine Familie, er war nicht gegangen um armen Aeltern oder darbenden Geschwistern Hülfe und Trost zu bringen, er hatte nicht die Absicht, seinen Reichthum zum Besten seiner Mitmenschen anzuwenden, aber er war demohnerachtet ein Bild der Verzweiflung seinen Blechgürtel um den Leib, den Rettungsgürtel angeschnallt, hatte er sich an einen kleinen Mast mit

den Beinen festgebunden, als der Kapitain mit fester Stimme befahl:

„Hauet ihn um und werft ihn in's Meer, kein Schiff ist in Sicht und das unsrige beginnt mit Macht zu sinken. Ergreife daher ein Jeder etwas, an was er sich festhalten kann, ich werde der Letzte auf meinen Planken sein!"

Die Böte waren schon längst hinabgelassen, Fässer, Kisten und Balken waren mit Passagieren befrachtet in's Meer geworfen und die, welche daran festgebunden, Gott befohlen worden. Jetzt kam also auch die Reihe an ihn und mehrere andere, die wie er auf dieser schwachen Planke die Reise in's Weltmeer antraten oder wie alle fürchteten in die Ewigkeit.

Lautlose Stille herrschte auf dem fast menschenleeren Wrack, dessen schwarze Umrisse in dem Scheine der trüben Laternen fast gespenstisch aussahen, während die Menschen auf ihm schon Geistern der Abgeschiedenen glichen.

Es war am vierten Tage, nach jener Erschütterung und die erste Stunde nach Mitternacht.

Unheimlich rauschte das Wasser um den Kiel und schlug fast bis an die Gallerie des Decks, während es inwendig im Schiffe schon bis auf die Treppe gekommen war.

Der Meinung des Kapitains nach waren es die Fluthen des Golfstroms, die sie mit rasender Eile immer weiter trieben, die Fluthen die aus dem mexikanischen

Meerbusen kommend, das Gold zurückforderten, was fremde Eindringlinge dem Schooß der Erde dort geraubt hatten und was ihnen jetzt Verderben bringend gewesen war.

Endlich war der Mast an der Brüstung! Noch ein Stoß und die Wellen schlugen über dem Haupte Beltens zusammen.

Anfangs war er wie betäubt, die Kälte des Wassers, das hohle Brausen des Meeres, — welches obgleich der Sturm sich gelegt, der in der letzten Zeit getobt und die Schiffe abgehalten hatte, sich zu nähern immer noch sehr aufgeregt war — und die Finsterniß beraubte ihn seiner Sinne.

Er sah nicht ob seine Unglücksgefährten noch alle da waren, oder ob sie von der Gewalt der Wasser herabgerissen wurden, sobald der Mast ein Spiel der Wellen ward.

Er mußte dies wissen und beschloß zu rufen, denn es lag ein ungeheurer Trost für ihn in dem Gedanken, daß er sich nicht allein in der Gesellschaft der Seeungeheuer befinde. Stets hatte er im eitlen Stolze seine Nebenmenschen verachtet, jetzt hätte er viel darum gegeben, wenn er den zerlumptesten Bettler neben sich gehabt hätte oder Eulalie die er mit der tödtlichen Waffe in der Hand schutzlos von sich stieß.

Athemlos lauschte er auf jeden Laut, der wie der einer menschlichen Stimme klang, er hörte nichts, und entschloß sich endlich seine Kameraden nochmals anzurufen, jedoch ohne Antwort zu erhalten. Er verdoppelte

seine Anstrengungen und schrie immer lauter, aber immer dasselbe grauenhafte Schweigen, dieselbe Ungewißheit ob er allein von einer Welle in den Schooß der andern geschleudert und immer weiter vom Ufer hinweggetragen würde, oder ob er Gefährten hätte.

Endlich war es ihm als sähe er einen Schatten neben sich, als hörte er Flüstern von einer bekannten Stimme. Er strengte seine Ohren an, er wagte nicht zu athmen und hörte zu seinem Entsetzen die Stimme seiner Mutter ganz vernehmlich sagen; obwohl ihm der Ton bekümmert schien:

„O mein Sohn, mein Sohn, Du stehst an der Pforte der Ewigkeit, der Tod hält Dich bereits in seinen Armen und in Dein Herz kommt keine Reue, auf Deine Lippen tritt kein Gebet, o höre mein Flehen, rufe um Gnade und Erbarmen zu Gott, denn nur noch wenige Augenblicke sind Dir vergönnt, in denen Du Gott anrufen kannst!"

Die Stimme schwieg, der Sturm heulte lauter, die Wogen brausten gewaltiger und durch Velten's Glieder schlich sich die Kälte des Todes, der Wahnsinn der Verzweiflung, denn er war nicht daran gewöhnt, sein Schicksal in Gottes Hand zu legen und mit gläubigem Vertrauen seinen Geist in seine Hände zu befehlen, wenn die Hülle, welche ihn umschloß, der Vernichtung Preis gegeben würde.

Er ward bewußtlos und trieb ohne zu wissen wie lange, so dahin ohne denken und empfinden zu können.

Als seine Besinnung zurückkehrte war es ihm als hätte ihn Jemand durch einen so lauten Ruf geweckt, daß das Brüllen der Wogen übertäubt ward und er sah sich entsetzt um.

Zum zweiten Male hörte er seinen Namen und eine Stimme rief so laut wie vorher:

„Du hast eine schwere Sünde an mir begangen, Du mordetest mich und den, welchen ich liebte, mache gut was Du verbrochen, so viel in Deinen Kräften steht und erkenne meinen Knaben Deinen Sohn an, wenn Du gerettet wirst.“

„Ich kann nicht Ellen,“ ächzte Belten, „es ist zu spät, ich muß sterben, geh und bete für mich!“

„Willst Du Buße thun, willst Du meinem Kinde Vater sein?“

„Es ist zu spät!“ rief Belten verzweifelt.

Wieder schwanden seine Sinne, auch Valeriens Schatten glitt an ihm vorüber und dieser grauenhafte Spuk, von seinem bösen Gewissen herauf beschworen, vermehrte die Todesangst dieser gräßlichen Stunden. Mochte er die Augen öffnen oder schließen, die Geister waren da und schienen ihm den Eintritt in's Jenseits zu verwehren und ihn in die kalten Wogen zurückzuschleudern, die ihn nicht länger beherbergen wollten.

Endlich sandte der Morgen seinen ersten Strahl über die graue Fläche in deren Tiefe jetzt das schöne stolze Schiff mit seinem braven Kapitain ruhete, wie müde Kämpfer, welche endlich die Waffen gestreckt,

die sie mit so viel Muth gegen die Uebermacht geführt hatten.

Velten versuchte die Dämmerung zu durchdringen und zu erspähen, wie viele von seinen Begleitern noch an dem Maste hingen. Alle bis auf einen waren hinweggerissen worden und dieser Eine — — ha, es war kein lebendes Wesen! — Das Entsetzen sträubte sein Haar empor — es war kein Mensch, kein Freund, es war Ellens Kopf, Ellens Züge, Ellens Augen, die ihn weit geöffnet anstarrten und die Frage an ihn zu thun schienen:

„Willst Du Dich meinem Willen fügen? Willst Du mein Kind anerkennen, ihm einen Namen und einen Vater geben? damit es wenigstens von dem Fluche erlöst werde, der auf seiner Mutter lastete.“

Wieder schwebte die Antwort, „es ist zu spät!“ auf seinen Lippen, er wagte sie jedoch nicht mehr auszusprechen, denn der Ausdruck des Gesichts ward immer drohender, es schien ihm näher zu rücken. Die Angst preßte ihn einen Schreckensruf aus und endlich die geflüsterten Worte, indem er die Hände zum Gebet faltete und seine Blicke nach oben richtete:

„O Gott im Himmel habe Erbarmen, befreie mich von diesem unheimlichen Wesen und ich schwöre, daß ich nicht weiter auf dem Pfade der Sünde fortwandeln will, ich schwöre es bei den Schrecken dieser Nacht. Rette mich, o mein Gott, und ich will leben, um Buße zu thun, ich will Valerie ihren Frieden

wiedergeben und sie der Sorge um mein Kind entheben, rette, o barmherziger Gott, rette mich!"

Nach diesen Worten, nach einem inbrünstigen Gebet wagte Belten seine Blicke wieder auf das Antlitz des zürnenden Mädchens zu heften, es war verschwunden und er erkannte im Zwielicht die Züge eines jungen Engländers, der sich mit ihm zugleich von Mazatlan aus eingeschifft und den Mast mit ihm bestiegen hatte, aber die Züge waren im Tode erstarrt und die Augen stierten ihn weit aus ihren geöffneten Höhlen an, obgleich seine Füße und Hände noch am Mast befestigt waren.

Der arme junge Mann war den Einwirkungen des Schreckens und der Kälte erlegen. Es war für Belten entsetzlich mit anzusehen und sein Grausen war kaum geringer beim Anblick der Leiche in so naher Nachbarschaft als wie es bei den Gedanken an den Geist der Abgeschiedenen gewesen war, dazu stieg die Sonne am Horizont empor und beleuchtete unbarmherzig, was er mitleidig vom Schleier der Nacht verhüllt gewünscht hätte. Die Sonne nach deren Erscheinen er sich bei den Schrecken der Nacht so gewaltig gesehnt, war ihm jetzt weniger tröstlich als er es erwartet hatte, denn sie zeigte ihm unaufhörlich jenes schreckliche Bild.

Sie stieg höher, die Jagd auf der endlosen Rennbahn ging immer weiter und seine Kräfte schwanden oder kehrten zurück je nachdem er auf den Rücken einer

schaumgekrönten Welle geworfen oder in die Tiefe hinabgeschleudert ward, denn wenn ihn die Wogen hoben, hoffte er und wenn sie ihn hinunter in die Tiefe warfen brach er muthlos zusammen, bis er schwächer und schwächer ward und mit geschlossenen Augen umhertrieb, da er sie vor Schwäche nicht mehr zu öffnen vermochte.

Plötzlich fuhr er zusammen, denn deutlich drangen die durch ein Sprachrohr gesprochenen Worte bis in seine Betäubung:

„Mann Ohoi! Mann Ohoi! Mann Ohoi!"

Er riß seine Augen auf und sah ein schönes Schiff, welches die englische Flagge aufgehißt hatte und eben ein Boot aussetzte, was ihm zu Hülfe kommen sollte.

Belten versuchte, ihm ein Lebenszeichen zu geben, er fühlte plötzlich neue Kräfte und Klarheit des Verstandes, und suchte sein Floß dem Boote zuzulenken, während die Leute auf demselben ihm Taue zuwarfen und die Bootshaken zurecht legten, um den Mast vollends heranzuziehen, der nicht gut zu lenken war.

Dieses Manöver gelang ihrer Geschicklichkeit und ehe eine Stunde verging, war der Schiffbrüchige wohlgeborgen am Bord des Dampfers, welcher von Havannah kommend nach Plymouth bestimmt war und direct dorthin segelte, als er bewogen ward durch die auf dem Meere Umhertreibenden seiner Schnelligkeit Einhalt zu thun.

Die Leiche des Engländers ward dem Meere wieder

übergeben, als man ihm seine Kleider und alles was er besaß abgenommen hatte, um es seiner Familie zu übergeben, wenn man sie ausfindig machen könnte und nachdem man sich überzeugt, daß jeder Rettungsversuch vergebens sein würde, und alles war vorüber als Belten endlich aus seinen tiefen und schweren Schlafe erwachte, in welchen er augenblicklich versank, sobald man ihn entkleidet, durch etwas alten Wein erquickt und in einer Hängematte untergebracht hatte — denn man wünschte ihm den schmerzlichen Anblick der in's Meer Senkung seines einzigen Gefährten zu ersparen.

Es dauerte fast acht Tage, ehe er sich vollkommen wieder erholte und als er bei seinem ersten Besuche im Salon zufällig sein Bild im Spiegel erblickte erschrak er vor seinem eigenen Anblick, denn statt des schönen blühenden Mannes sah er einen Greis mit weißem Haar und welken Zügen.

Jene Schreckensnacht hatte diese Veränderung hervorgebracht, die das Leben vielleicht niemals wieder verwischen konnte und seine Eitelkeit erhielt hierdurch den letzten Stoß. Er fühlte sich durch diesen Anblick nur noch mehr angespornt, jene geistige Schönheit zu erwerben, die durch nichts verändert werden kann und Betrachtungen über die Nichtigkeit alles Irdischen anzustellen, was ja früher oder später doch der Vergänglichkeit anheim fällt.

Das erste seiner Papiere auf Havannah kaufte ihm der Kapitain ab, der den Kaufmann in Havannah nicht

blos persönlich kannte, sondern sogar Waaren für ihn an Bord hatte und also bei diesem Handel keine Gefahr lief. Ferner sagte er ihm die Quelle, wo er auch seine andern noch gut erhaltenen Wechsel in London versilbern könnte und Belten ward dadurch von einer großen Sorge befreiet.

Sie erreichten Plymouth glücklich und Belten machte sich augenblicklich auf den Weg nach London, von wo aus er sofort an den Freiherrn von Frendel wegen seines Knaben schrieb, denn es war ihm wirklicher Ernst mit seiner Besserung und sein in jener furchtbaren Nacht ausgesprochenes Gelübde reuete ihn nicht.

Er wollte den Knaben nicht blos anerkennen und zu seinem Erben einsetzen, sondern ihn auch zu einem braven Menschen erziehen.

Belten flehete Gott an, ihm so lange sein Leben zu schenken, bis er diese seine Mission erfüllt hätte und er ging täglich hin bis nach Londonbridge um zu sehen, ob das ankommende Dampfschiff ihm nicht den kleinen Rudolph, so wie Nachrichten aus Deutschland brächte, die sein ewig waches Gewissen beruhigen sollten, denn jene Nacht hatte es aus seinem Schlummer geweckt.

Zehntes Kapitel.

Griseldis' Hochzeit ward gefeiert und ging ohne Störung vorüber, denn Niemand merkte dem Freiherrn an, mit welchen Sorgen und Kummer er gekämpft, welche schlaflose Nächte er verbracht, als er hörte, daß Sandel, der Mann, dem die erste Liebe seiner Braut geweihet gewesen war, wieder in ihrer Nähe weilte und die Erinnerung an die Vergangenheit weckte.

Er glaubte nicht eher an sein Glück, bis sie ihm am Altare auf ewig verbunden war, aber nachdem dies einmal geschehen, beschloß er, ihr das Opfer, was sie ihm gebracht, durch die aufopferndste Liebe, die hingebendste Treue zu vergelten und Rudolph namentlich das achtungsvollste Vertrauen zu beweisen, denn er wußte recht wohl, daß es ihm ein Leichtes gewesen sei, seinen alten Einfluß auf sie wieder geltend und sie ihm abspenstig zu machen.

Der edle Rudolph hatte dies jedoch verschmähet, er begnügte sich mit ihrer Freundschaft und machte ihr begreiflich, daß sie seinetwegen nicht bekümmert sein möchte, da er es ja als das höchste Glück, nach welchem er strebe, betrachte, stets ihr und ihrer Schwester Freund und Berather zu sein, und daß sie ihr dem Freiherrn gegebenes Wort nicht brechen dürfe, da dem Redlichen sein Wort so viel gelten müsse als ein Eid, unter dem Auge Gottes mit aller Feierlichkeit ausgesprochen.

Griseldis' höchster Wunsch war, von Rudolph getraut zu werden und um diesen Wunsch zu erreichen, wollte sie die Hochzeit noch hinausschieben, denn er sollte als Geistlicher an einer der Hauptkirchen Heiligenburg's angestellt werden und wenn dies bald geschah, stand diesem Wunsche nichts mehr im Wege.

Sie wollte daher warten.

Rudolph selbst rieth ihr ab und sagte:

„Meine theure Freundin, es ist besser, ein einmal beschlossenes Vorhaben nicht länger hinauszuschieben, da ich ja nicht wissen kann, wie lange sich meine Ordination noch verzögert. Treten Sie daher Ihre Hochzeitsreise in der schönsten Jahreszeit an, besuchen Sie, wie Sie beschlossen haben, einige Wochen das Bad Putbus auf der Insel Rügen und erfreuen Sie dann Ihre Schwiegermutter durch Ihren Besuch. Ich bin der Meinung, daß wir eine schwere Sünde an ihr begehen würden, wenn wir sie dieses Genusses noch

länger berauben wollten, den sie ein Recht hat, zu fordern, da es ja ihr einziger Sohn ist, den sie gern am Ziele seiner Wünsche sehen möchte."

Griseldis widersprach ihm nicht, seine Worte waren ihr Gesetz.

Frendel warf ihm einen dankbaren Blick zu und die Hochzeit erfolgte im Mai, also wenige Wochen nach Sandel's und Valeriens Ankunft in Heiligenburg, und wir müssen pflichtschuldigst einige Worte darüber sagen.

Griseldis war eine liebliche Braut, der weiße Atlas umwallte ihre edle Gestalt, der luftige Schleier fiel keusch und zart über ihr weites faltenreiches Gewand und der grüne Kranz anmuthig über ihre goldenen Locken geworfen, erhöhte noch den Anblick des Ganzen, er ließ sie als eine feenhafte oder überirdische Schönheit erscheinen.

Frendel wagte kaum ihre kleine Hand zu berühren und Rudolph wähnte einen Engel zu sehen, deshalb tobte auch in jener Stunde, vor der er so mächtig gezittert, keine irdische Leidenschaft in seiner Brust, vielmehr war es ein Gefühl von anbetender Verehrung, welches sich durch die Heiligkeit des Ortes und die Erhabenheit der Handlung noch steigerte — was ihn beherrschte, als er sie so sah.

Als er ihr nach Verlauf der Ceremonie sich näherte, um ihr Glück zu wünschen, neigte er sich über die Hand, die sie ihm reichte, um sie zu küssen, aber weit

lieber wäre er vor ihr niedergekniet und hätte nur den Saum ihres Kleides berührt, denn sie schien ihm so erhaben zu sein wie eine Gottheit oder wie eine Heilige, die zu hoch für irdische Wünsche stand.

Unter solchen Gefühlen sah er sie in den Wagen steigen und einem ihr ganz fremden Leben entgegen eilen, er sah ihre Mutter, die sie niemals verlassen hatte, zurückbleiben und Valerien ihr schluchzend nachschauen, denn auch sie war ja diesen Weg gegangen, aber ohne das Glück zu erreichen, nach dem sie gestrebt und welches sie dem Manne ihrer Wahl zu bieten wünschte.

Er berührte die Hand Valeriens, ein krampfhafter Druck, ein Blick unaussprechlichen Schmerzes und ein Seufzer tief und schwer war es, der aus dem armen Herzen quoll und ihm sagte, daß sie sympathisirten, denn Beide gingen ja der Einsamkeit und dem Leiden entgegen.

In Valeriens Verhältnissen war noch Alles beim Alten und in den seinen — konnte niemals mehr eine Besserung eintreten, da sie, für die er sein Herzblut gern gegeben hätte, so eben mit einem andern Manne dahinfuhr und er zur Entsagung verurtheilt war.

Doch was sage ich — keine Besserung? Liegt nicht in dem Bewußtsein der Erfüllung unserer Pflicht auch ein Glück? Und wird das wildschlagende Herz durch Gebet und den Blick nach oben nicht endlich ruhiger?

Sandel kehrte in seine Wohnung zurück, in welcher

die besten Sachen seines Bücherschatzes aufgestapelt waren, die er sich aus Gohlis hatte kommen lassen, denn Marie besaß die Schlüssel seines Hauses und sandte ihm, was er wünschte, so lange sie noch dort war.

Er floh zu seinen Büchern, denn wie er aus Erfahrung wußte, war Arbeit die beste Medizin gegen den Kummer und er beschloß daher, tüchtig zu arbeiten. Es gehört aber zu der Arbeit des Geistes immer eine gewisse Gemüthsruhe und so lange Kummer und Leidenschaft nicht wenigstens einigermaßen beschwichtigt waren, gelang ihm die Arbeit nicht in der gewohnten Weise. Seine Artikel hatten eine sentimentale Färbung, die nicht für die Oeffentlichkeit sein durfte und deshalb stellte er die Arbeit ein.

Er beschloß deshalb, da es fest stand, daß er als Prediger in Heiligenburg angestellt ward, noch einmal, ehe er sein neues Amt antrat, nach Gohlis zu reisen und alles für ihn Werthvolle einzupacken, das Werthlose zu verkaufen und sein Haus mit Garten einem Administrator zu übergeben, der es vermiethen sollte.

Durch diese Reise und die damit verbundenen Beschäftigungen hoffte er sich zu zerstreuen, doch gelang ihm dies nicht in dem Grade, wie er es gehofft hatte.

Marie hatte Gohlis verlassen, sie war von ihrem Gatten abgeholt worden und Sandel sah daher weder sie noch seinen kleinen Liebling und dies war wieder eine Enttäuschung für ihn, die er schmerzlich empfand,

denn es war ihm ein wehmüthiges Gefühl, das Fenster, an welchem sie arbeitete, verödet zu sehen und die ganze nette Wohnung durch das geräuschvolle Arbeiten eines Schuhmachers entweihet zu wissen, während der Blumenduft einem Geruch nach Leder und noch weniger süßen Düften gewichen war, die das Handwerk begleiteten.

Sandel fühlte, daß die Poesie in dieser traulichen Wohnung mit der Bewohnerin entwichen war, indessen gewährte es ihm eine große Beruhigung zu wissen, daß sich ihre Lage verbessert hatte und sie nicht mehr so an ihren Nähtisch gefesselt ward, wie in der Zeit, wo sie ihm nahe war, daß keine Sorgen sie marterten und ihr Gatte, so wie ihre Kinder bei ihr waren.

Seine schwarze Griseldis war auch fort, denn er hatte dem kleinen Mädchen vor seiner Abreise ein Geschenk damit gemacht und es schien ihm jetzt hier alles so kalt und fremd, daß er sich beeilte, Heiligenburg wieder zu erreichen, wo es ihm immer noch besser gefiel, obgleich Griseldis sich nicht dort befand.

Als er ankam, ward er durch die Nachricht überrascht, daß Valerie sich eines kleinen Töchterchens erfreuete, und dieses Kind war das erste, welches er taufte, nachdem er in sein neues Amt eingesetzt worden war, was wenige Tage nach seiner Ankunft geschah und ihn gewissermaßen für den Verlust entschädigte, den er in Griseldis gehabt.

Eine schönere Einweihung hätte es für ihn nicht

geben können, als die Taufe von Valeriens Kind, und auch für Valerie lag darin ein großer Trost, so wie überhaupt in dem Umstande, daß ihr Kind ein Mädchen war, was nach dem Gesetz selbst dann noch ihr gehörte, wenn es bis zu einer wirklichen Scheidung zwischen ihnen kam, wenigstens bis es das gesetzliche Alter erreichte.

Im Allgemeinen war Valerie ziemlich gefaßt und ertrug ihre Trennung von Daute mit jener ruhigen Würde, die sie stets auszeichnete, doch bemerkte ein tieferer Forscher, daß sie noch bleicher war als gewöhnlich, daß ihre Kräfte nicht wiederkehrten und ihre Schritte langsamer wurden, daß sie abmagerte und immer leiser sprach, je länger ihre Lage unverändert blieb.

Daß sie kämpfte, lag auf der Hand, ob aber der Kampf Daute galt oder Rudolph, dies wußte Niemand und selbst Rudolph konnte hierüber nicht in's Klare kommen, denn obgleich sie ihn früher unendlich geliebt, so wußte sie nur zu gut ihr Inneres zu verschleiern und wich nie von der vorgezeichneten Bahn ab.

Griseldis schrieb aus Putbus, ihre Briefe waren heiter und trugen nicht jene melancholische Färbung, die sie früher beherrschte, sie würden selbst dem jovialen Buchsbaum ein zufriedenes Lächeln entlockt haben, wenn er sie hätte lesen können, denn er, der Stifter ihrer Ehe, wollte auch Glück für Frendel in der Weise, wie er es selbst genoß und die kleinste Beimischung

von Weltschmerz war ihm so zuwider wie Milch in einem Ragout, von der piquantesten Art.

Er konnte sich daher seinen Freund nicht glücklich denken, wenn seine Frau nicht dem Leben die heitere Seite abzugewinnen strebte, da sie dies aber that, so hielt er Frendel für einen glücklichen Ehemann und auch Griseldis schien nicht unzufrieden mit ihrer Wahl, denn sowohl den Jahren, wie den Verhältnissen nach, paßte Frendel besser für sie wie Rudolph, der sich schon durch den Verlauf manches Jahres an sein Einsiedlerleben gewöhnt hatte und den Anforderungen der Welt und des gesellschaftlichen Lebens weniger genügen konnte, als Frendel, der in derselben aufgewachsen und heimisch war.

Gelang es nun vollends Sandel, sein Herz wie bisher zu verschleiern, ihr niemals merken zu lassen, daß etwas anders als die Liebe eines Bruders ihn beherrschte und daß er ihretwegen nicht litt, so stand zu erwarten, daß sie sich immer fester an Frendel anschloß, und daß das Zusammenleben mit dem neuen Prediger nach ihrer Rückkehr ungefährlich für sie und ihre Pflichten ward, ja vielleicht sogar dazu beitrug, ihr Glück zu erhöhen.

Denn was konnte es für sie wohl Schöneres geben, als den Freund bei sich zu empfangen, ihn zu bewirthen und für sein Wohlbefinden zu sorgen?

Rudolph fühlte dies und er war entschlossen, mit dem Aufwand aller seiner Kräfte so dazustehen, wie

es die Ehre, die Pflicht und sein hoher Beruf von ihm forderten, aber er rang gewaltig mit seinem Herzen, denn ach! Griseldis war jetzt noch viel liebenswürdiger, sie erschien ihm reiner, geläuterter, erhaben in ihrer Duldung und unermüdlich in ihrer Aufopferung, seit sie älter geworden war.

Sie war ihm nicht blos als Menschen theuer, sondern erschien auch dem Prediger wie ein köstlicher Juwel in dem Schatze der Kirche, wie ein Vorbild für andere Christen.

War es daher ein Wunder, wenn auch seine Wangen bleichten und seine Augen matter wurden, wenn auch er kämpfte und litt, und sein ganzes Augenmerk nach oben richtete; wenn Valerie, von diesem Anblick ergriffen, versuchte, ihre Kräfte an den seinigen zu stählen, wenn sie seine Nähe suchte, um Trost von ihm zu schöpfen, denn auch das stärkste Weib hat Stunden, in denen ihre Kraft erlahmt, und Augenblicke, in denen die Bürde ihres Leidens das müde Haupt bis auf den Boden niederbeugt, Augenblicke, wo sie einer kräftigen Hand bedarf, welche die Sinkende stützt, wenn sie nicht im Kampfe unterliegen soll.

So verging der Sommer, Griseldis hatte Putbus verlassen und war bei ihrer Schwiegermutter, die nun endlich ihre Träume von Wonne und Glück verwirklicht sah, denn die Wangen ihres Sohnes blüheten wieder, aber dabei lag in seinem ganzen Wesen etwas Tiefernstes, was ihr zeigte, daß ihn sein früherer Leicht-

sinn verlassen und die ruhige Besonnenheit des Mannes an seine Stelle getreten sei, daß mit der Liebe zu einem edlen Weibe auch die Liebe zu ihr gewachsen und jene Rücksichtslosigkeit verschwunden sei, die ihr sonst oft Schmerz bereitete. Mit einem Wort, daß er geworden war, wie sie ihn sich gewünscht hatte. Sie wußte recht wohl, daß durch die Liebe oder durch eine Heirath nur zu oft das Herz des Kindes der Mutter entfremdet wird, mußte daher das ihrige nicht vor Wonne klopfen, als sie sah, daß er sowohl wie seine Frau ihr die größte Rücksicht bewiesen und die Ehrerbietung widmeten, die eine gute Mutter fordern kann.

Frendel kam, sobald er sein Frauchen zu seiner Mutter gebracht, nach Heiligenburg zurück, denn sein Urlaub ging zu Ende und er mußte sich langsam zu den Herbstübungen vorbereiten, die diesmal ungewöhnlich lebhaft und glänzend werden sollten, weil ein fremder Herrscher Heerschau über die Truppen abhalten wollte und der eigne Fürst gern mit der guten Disciplin und Haltung seiner Truppen prunkte.

Griseldis blieb daher bei ihrer Schwiegermutter, welche ihrem Sohne versprach, nach Beendigung des Manövers die junge Frau ohne Schaden nach Heiligenburg zu bringen und einige Wochen bei ihnen zu verweilen.

Mittlerweile hatte ihre Mutter eine Wohnung in ihrem Hause für deu Freiherrn und sein Frauchen frei gemacht, während Valerie seit der Abreise ihrer Schwester die Zimmer bewohnte, die diese als Mädchen inne ge-

habt hatte, und aus diesem Grunde fühlte sie ihre Vereinsamung nicht in dem Grade, als wenn sie sich allein in einem fremden Hause und unter fremden Menschen befunden hätte.

Der Gerichtsrath hatte ihr anfänglich geschrieben, da aber Valerie durch jeden Brief von Neuem aufgeregt ward, so bat sie ihn, es zu unterlassen und er fügte sich ohne Murren in ihren Willen, einen so großen Trost ihm auch diese Correspondenz gewährte, denn noch immer liebte er sie genug, um sein Interesse vor den ihrigen zurückzudrängen.

In Markheim flog nach ihrer Entfernung die Nachricht von der Ursache des ehelichen Zwistes von Mund zu Mund, und es ist nicht zu verwundern, daß die Mehrzahl an die Schuld Valeriens glaubte, um so eher, da ihr ruhiges, abgeschlossenes Wesen ihr nicht viel Freunde erworben, und der Gerichtsrath eine gute Partie ward, wenn er die Scheidung durchsetzte, die Alle erwarteten. Da also Viele ein Interesse daran hatten, den Stab über sie zu brechen, so ward er unbarmherzig und ohne Rücksicht gebrochen.

Natürlich fehlte es auch nicht an Aufpassern in Heiligenburg, und Markheim wäre die einzige Stadt in der Welt, in welcher es nicht irgend eine klatschsüchtige Frau gegeben, die von einer Schwester, Cousine oder Gevatterin in Heiligenburg, die wichtige Nachricht erhalten hätte, daß Valerie sich für den Verlust ihres Gatten durch den Umgang mit einem noch

ziemlich jungen Prediger entschädige, in welchen alle Frauen vernarrt wären, weil er anders dächte, anders spräche und anders handelte, als die übrigen Menschen und ein bleiches, interessantes Antlitz habe.

Die Heiligenburger Dame machte diese sehr werthvollen Mittheilungen, um ihre Intelligenz und scharfe Beobachtungsgabe in das gehörige Licht zu stellen und ihrer Verwandten zu imponiren, die auch wirklich einen weit höheren Begriff von ihren Fähigkeiten erhielt.

Die Markheimer Dame theilte diese interessante Neuigkeit einigen guten Freundinnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit ganz im Vertrauen mit und bewies ihnen dadurch ihre Hingebung.

Diese Damen fühlten ebenfalls das Bedürfniß hingebend und vertrauend zu sein und liefen im Sturme zu Denen, welche sie liebten. Es dauerte daher auch gar nicht lange, so war die halbe Stadt auf den Beinen und es ging an ein Laufen und Rennen, als sollte die Stadt in der nächsten Stunde eine Belagerung aushalten oder als gäbe der Bürgermeister einen Ball.

War es nun ein Wunder, daß der arme William ebenfalls bald die Geschichte erfuhr und zu den Qualen, die er schon erduldete, sich auch noch die der Eifersucht mischte. Und konnte man ihm dies verargen, da dieser interessante Prediger ja der frühere Hauslehrer war, der Mann, den Valerie so treu und innig geliebt hatte, der also jetzt ein leichtes Spiel bei ihr haben mußte.

Deshalb sollte er ihr also nicht mehr schreiben, deshalb war er ihr also nichts mehr, deshalb hatte er keine Hoffnung, sie wieder zurückkehren zu sehen, o! wie schmerzlich und bitter waren diese Betrachtungen, wie qualvoll das Dasein unter solchen Martern!

Und doch mußte es ertragen werden, ja er mußte sogar sich bemühen, der Welt zu verbergen, was er litt. Er mußte andern Damen Artigkeiten sagen, sie unterhalten, mit ihnen tanzen oder spielen.

Der Gerichtsrath war zu sehr Weltmann, um dies nicht zu können und so lange er in Gesellschaft war, merkte ihm Niemand an, daß er nur an Valerie dachte, und sich mit ihr beschäftigte, wenn er ganz bei der Unterhaltung zu sein schien, die sich ihm oder die er andern bot.

Wenn er jedoch Abends heimkehrte, wenn er sein Zimmer hinter sich schloß und die Gegenstände ihn umgaben, die ihr gehörten, die sie benutzt hatte und nicht von ihm forderte, dann brach der gewaltigste Schmerz hervor, da küßte er die leblosen Gegenstände oder sank vor ihrem Bild nieder, um zu weinen wie ein Kind oder die Arme nach demselben auszubreiten.

„Ach, wie schön und edel sind diese Züge!“ murmelte er, „und doch sind sie nicht geschaffen, den Frieden in mein zerrissenes Herz zu bringen. Die Qual verdoppelt sich bei ihrem Anblick und mein Leiden scheint sich täglich zu steigern. O Gott, habe Erbarmen mit mir, ende diese Pein, die mich fast wahnsinnig macht!“

So betete er oft und der Frieden kam, wenn auch nur auf Stunden in seine gemarterte Seele.

Der Sommer war vergangen, der Gerichtsrath hatte fast alle Stadien des Schmerzes durchgemacht und heute beschlossen, die Scheidung einzugeben, um nur Ruhe zu erhalten und morgen das Actenstück zerrissen, welches die Eingabe derselben enthielt, weil ja durch eine Scheidung das letzte Band vernichtet ward, was ihn an sie fesselte.

So kämpfte er mit sich, denn wenn er hoffte, sein Herz sollte gesunden, sobald das Band gelöst sei, was ihn an das geliebte Weib fesselte, so ward diese Hoffnung auch noch durch den Gedanken vernichtet, daß er durch diesen Schritt einer Verbindung mit dem Prediger Vorschub leistete und dieser Gedanke brachte ihn fast zur Verzweiflung, wenn er aufgeregt und unglücklich war, während in sanfteren Stunden er ihr Glück wünschte und ihr eine Vereinigung mit dem geliebten Manne dadurch erleichtern wollte, daß er sich von ihr trennte; aber konnte er dies.

Oft stand er im Begriffe, es ihr zu schreiben; er hatte es über sich vermocht, dann erschien es ihm wieder unzart, da sie selbst nichts erwähnt hatte und die Schilderungen dieser wechselnden Stimmungen dieser Ueberfülle des Grams, diese nimmer sich verändernden Martern könnten Bände füllen. Ich will mich jedoch mit diesen Andeutungen begnügen, ein liebendes Herz wird ihm auch so seine Sympathie nicht versagen und

wer nicht geliebt hat, würde meine Schilderungen für übertrieben und langweilig halten, deshalb sei es mit dieser Andeutung genug.

William kehrte in den ersten Tagen des September von einem kleinen Ausfluge heim, den er mit einer zahlreichen Gesellschaft nach einem besonders schönen Punkte in den malerischen Umgebungen Markheim's unternommen hatte. Er war düstrer als gewöhnlich, weil er die Anstrengungen seiner Bekannten, ihm immer neue Damen vorzuführen, die dem Bilde Valeriens den Krieg erklären sollten — nicht verkennen konnte, obgleich er sie darum gebeten hatte, ihn sich selbst zu überlassen.

Angekleidet, wie er war, warf er sich auf das Sopha nieder, auf welchem er so oft mit Valerie gesessen und begrub sein bekümmertes Gesicht in dem Kissen desselben, nur der Erinnerung lebend und auf den Schwingen der Sehnsucht zu ihr eilend.

Die ihn umgebende Dämmerung verwandelte sich in Nacht, ohne daß er es bemerkte, und da er seinem Diener nicht klingelte, so wagte dieser nicht einzutreten, um ihm Licht zu bringen, denn wenn er sich früher auf diese Weise zudringlich gemacht hatte, so war er ziemlich unsanft zurecht gewiesen worden.

Endlich dauerte ihm dieses Schweigen doch zu lange, er trat mit dem Licht in der Hand ein und der Ge=

richtsrath erhob sich, um ihm wegen seiner zu großen Dienstfertigkeit den Text zu lesen, da er auf den Flug der Zeit nicht geachtet hatte.

Ehe er dies jedoch in gebührender Weise thun konnte, fielen seine Blicke auf einen, auf dem Tische liegenden Brief, der in seiner Abwesenheit angekommen war und hastig danach greifend, vergaß er die Strafpredigt.

Diese Hast ward durch den Umstand erklärt, daß er Valeriens Hand auf der Adresse erkannt hatte, er öffnete und las die, wie es schien mit zitternder Hand geschriebenen Worte:

Theurer William!

Ich fürchte, mein Leben geht mit raschen Schritten zu Ende und da ich nicht gern sterben möchte, ohne noch einmal an Deinem Herzen geruht zu haben, so bitte ich Dich, unverweilt zu mir zu kommen, wenn noch ein Funken der früheren Liebe zu mir in Deinem Herzen lebt.

Deine

Valerie.

William las den Brief nochmals, er las ihn zum dritten Male und mußte sich endlich gestehen, daß keine Täuschung möglich war, denn er war von ihrer Hand und jedes der Worte klar und deutlich, ja so deutlich, daß es ihm schien, als wäre es mit Flammenschrift geschrieben.

Er sprang daher eilig auf, ging an seinen Schreibtisch, warf einige Zeilen auf ein Blatt, welches er einsiegelte, überschrieb, und seinen Diener zur Besorgung übergab und zwar mit den Worten:

„Morgen früh so zeitig als möglich trage es zu dem Präsidenten.“

Dann steckte er Geld zu sich, warf einen Mantel um und bestieg eine Droschke, welche der Diener mittlerweile hatte herbeiholen müssen. Er kam noch zur rechten Zeit auf dem Bahnhofe an, um mit dem Nachtzuge abfahren zu können, und die Sehnsucht der Dulderin sollte endlich gestillt werden.

Valerie fühlte die Abnahme ihrer Kräfte seit einigen Tagen bedeutend mehr und mußte sogar Stundenweise liegen bleiben, so daß sie jetzt nicht mehr behaupten konnte, sie befinde sich vollkommen wohl.

Ihre Mutter hatte schon vor längerer Zeit ihren Hausarzt zu Rathe gezogen. Dieser zuckte die Achseln und sagte ihr, daß sich nichts thun lasse, so lange die Frau Gerichtsräthin ihm kein Vertrauen beweise.

Jetzt ließ Frau Steinigen den Arzt rufen, führte ihn bei ihrer Tochter ein und bat sie, sich um ihrer Mutter und um ihres Kindeswillen ihm anzuvertrauen.

Valerie willigte ein und ihre Mutter war froh, wenigstens dies erreicht zu haben.

Das Resultat dieser Consultation war die Erklärung, daß ihr Zustand gefährlich geworden sei, weil sie schon zu lange den ärztlichen Beistand verschmäht

habe und die erste Hauptbedingung, die er stellte, war die vollkommener Ruhe.

Valerie gab also dem Drängen ihrer Mutter nach und legte sich zu Bett, aber ihr Zustand verschlimmerte sich täglich und sie entschloß sich daher, an William zu schreiben und ihre Sehnsucht zu stillen, so wie die noch übrigen wenigen Lebenstage mit ihm zu verbringen, wenn er bei ihr bleiben wollte, denn jetzt, wo sie den Tod nahen fühlte, schwand ihr Stolz, sowie alles Trügerische vor jener dunklen Pforte sich in Nebel auflöst.

Seit Abgang ihres Briefes senkte sich kein Schlaf auf ihre Lider, die Röthe des Fiebers brannte stärker auf ihren Wangen und das arme Herz klopfte angstvoll; es glich einem gefangenen Vogel, der ängstlich mit seinen Flügeln an die Gitterstäbe schlägt, weil er draußen Freiheit und den Geliebten sieht, von dem ihn eine Schranke trennt, die er nicht beseitigen kann.

Als der Tag höher heraufstieg, ward Valerie immer unruhiger, sie fürchtete, daß William diesem letzten Rufe nicht folgen würde, denn ihrer Berechnung nach konnte er da sein, wenn er sogleich aufgebrochen war. Sie wußte nicht, daß er den ganzen Abend abwesend gewesen und ihr Brief so lange ungelesen geblieben war, ja daß er Abends noch mehrere Stunden verträumt hatte, ohne sein Dasein zu ahnen.

Der Arzt fand sie deshalb auch viel kränker, als er seinen gewöhnlichen Besuch machte und sagte ihrer Mutter, daß es gut sein würde, wenn man ihre kleine

Tochter in ein anderes Zimmer brächte, damit sie durch nichts gestört würde und einer vollkommenen Ruhe genösse.

Valerie widersetzte sich dieser Maßregel und es fand ein harter Kampf zwischen ihr und ihrer Mutter statt, in welchem Valerie deshalb Siegerin blieb, weil sie das kleine Mädchen fest an sich drückte und nicht aus ihren Armen losließ.

Es war ein herzzerreißendes Bild, welches das Krankenzimmer bot und der Gerichtsrath, welcher Zeuge dieses Auftritts gewesen und wie auf der Schwelle festgewurzelt stand, fühlte sein Herz erbeben und stürzte mit einem lauten Schmerzensschrei auf Valeriens Bett zu, überhäufte bald sie, bald ihr Kind mit Liebkosungen und übergab dann das Letztere seiner Schwiegermutter, die sich mit denselben entfernte, während er sich mit Valerie beschäftigte.

Als sie allein waren, rief der Gerichtsrath:

„Vally, theure Vally, warum hast Du mir dies gethan? Warum schwiegst Du so lange und marterteſt mich mehr, als es das grausamste Weib thun kann?"

Valerie gab keine Antwort, sie ließ ihr müdes Haupt auf seiner Schulter ruhen und ein heftiges Schluchzen erschütterte ihren ganzen Körper.

„Darf ich bei Dir bleiben, mein theuerstes Kind, bis Du — — — genesen bist?" fragte William mit bebender Stimme und sah ihr flehend in die Augen.

„Wenn Du bei mir bleiben willst, mein inniggeliebter William, bis ich alles Leid überwunden habe,

so werde ich Gott dafür danken und Dich segnen, denn erst jetzt nach dieser entsetzlichen Trennung fühle ich, wie grenzenlos ich Dich liebe, und wie schrecklich ein Leben fern von Dir für mich sein würde, wenn es lange dauern sollte."

„Habe Dank für diese Worte, mein Engel, mein Leben, meine Wonne!" rief der Gerichtsrath jubelnd, doch bald die Stimme bei dem Anblick ihres bleichen, abgezehrten Gesichts wieder senkend, setzte er hinzu:

„Wenn Du noch Kräfte genug besitzest, um die Reise ertragen zu können, so kehre mit mir nach Hause zurück, gieb durch Deine Rückkehr unserm Kinde eine Heimath in demselben und überlasse es mir, Dein einziger Pfleger zu sein!"

„Es ist zu spät, mein Geliebter, ich kann nicht mehr reisen, und überdies würde ich nur dann in Dein Haus zurückkehren, wenn ich Dir sowohl wie der Welt meine Unschuld beweisen könnte, denn glaube mir! Ich würde Dich nicht gerufen haben, wenn mich der Tod nicht schon als seine Beute bezeichnet hätte!"

„Giebt es denn kein Mittel, um Dich seinen Armen zu entreißen?" fragte der Gerichtsrath angstvoll.

„Keins, als die Beweise meiner Unschuld!" erwiederte Valerie, „aber wo sollen wir die finden," setzte sie wie verzweifelt hinzu, „da Ellen gestorben ist, ohne zu sprechen."

„Laß uns Marien hierher rufen, sie kann uns vielleicht von Nutzen sein!" rief der Gerichtsrath, plötzlich wie von einem Strahle erleuchtet.

„Du kannst ihr schreiben, sie wird erschrecken, wenn sie von meiner Krankheit hört, denn sie hat keine Ahnung davon, aber warte lieber noch einige Tage, denn da Du hier bist, wird vielleicht eine kleine Besserung eintreten und dies kannst Du ihr dann melden.“

Nach einigen Stunden schlief Valerie ein und der Gerichtsrath schrieb schnell einige Worte an seine Schwägerin, schilderte ihn den Zustand seiner Frau und bat sie herzukommen, um das unheilvolle Geheimniß aufzuklären, was an ihrer Lebensblüthe nage und was sie ihren früheren Aeußerungen zu folge, wenigstens theilweise kennen müsse.

Dann schickte er den Brief fort, sagte jedoch Valerien nichts davon, daß er geschrieben hatte.

Schon am dritten Tage kam Mariens Antwort, die Daute selbst gleich nach dem Empfange des Briefs mit Hülfe des schnellsten Pferdes, welches er erlangen konnte, nach der nächsten Eisenbahnstation gebracht hatte, um ihr bald Ruhe zu schaffen. Sie lautete:

„Velten ist der Vater des Knaben und mehr als ich kann Euch Dein Schwager, der Freiherr von Frendel aufklären, denn diesem hat Velten die ganze Geschichte erzählt und wenn er ihm auch sein Ehrenwort abgenommen, gegen Jedermann zu schweigen, so kann doch dieses Versprechen nicht bindend für ihn sein, wenn es gilt, ein Menschenleben zu retten oder überhaupt Unheil zu verhüten, wie das ist, welches über Euern Häuptern schwebt.“

Als der Gerichtsrath diesen Brief erhielt, schlug er sich vor den Kopf, daß er nicht schon lange ausgeführt, wozu ihn sein Instinkt getrieben, nämlich Marie zu befragen und er beschloß, sofort durch den Telegraphen die Bitte an Frendel zu richten, seine Abreise nach Heiligenburg zu beschleunigen, weil seine Gegenwart nothwendig sei.

Diesen Entschluß theilte er seiner Schwiegermutter mit und diese antwortete sehr erfreut:

„Mache Dir keine unnütze Mühe, Frendel kommt schon heute hierher. Griseldis hat mir gestern geschrieben und ich vergaß blos in der Sorge um Valerie, Dir dies mitzutheilen.“

William ging wieder in das Krankenzimmer und zählte die Minuten, die bis zur Ankunft Frendel's noch vergehen mußten, sie wurden ihm sehr lang und da mittlerweile Sandel zu ihnen kam, um sich nach Valeriens Befinden zu erkundigen, so empfing er ihn und nahm Gelegenheit, ihm ganz offen mitzutheilen, was ihm bekümmerte und was er so eben von Marien erfahren hatte.

Sandel rief sich die Vergangenheit in's Gedächtniß zurück und versuchte aufzuklären, was er vermochte, namentlich theilte er ihm seine letzte Unterredung mit Ellen's Geliebten mit und fragte an, ob er als Freund der Familie nicht Zeuge der Unterredung mit dem Freiherrn sein dürfe, da er ihnen vielleicht nützen könne.

Der Gerichtsrath willigte ein und bald war das

Dunkel aufgeklärt, welches über der ganzen Angelegenheit schwebte, denn was Belten Frendel nicht erzählt hatte, wußte Sandel, und was diesem dunkel war, konnte Frendel aufklären.

Der Gerichtsrath brannte vor Begier, Valerien mitzutheilen, was er gehört und ging deshalb schon zu ihr, ehe die Herren sich trennten, damit diese jeden Zweifel, den sie noch aufwerfen möchte, lösen könnten, wenn sie noch beisammen waren.

Valerie vergoß Freudenthränen, daß sie wenigstens in den Augen ihres Mannes und ihrer Familie gerechtfertigt war. Andern gegenüber war dies nicht der Fall, da noch immer Beweise fehlten, denn Ellen's Familie war schon längst nicht mehr bei ihrem Bruder und ganz verschollen. Der Baron war fort, ja vielleicht gar schon todt. Indessen vertraute Valerie auf Gott, der ja schon so weit geholfen hatte, und dieser Glaube, so wie die Gewißheit, wie der Zusammenhang dieser für sie so verhängnißvollen Angelegenheit war, beruhigten und stärkten sie wunderbar, besonders da William bei ihr blieb und der aufmerksamste Ehemann war.

Sie konnte schon nach einigen Tagen das Bett wieder verlassen und nach Verlauf von vierzehn Tagen ausfahren, was sie auch gern that, da William sie begleitete. Der Arzt machte ihnen von nun an auch Hoffnung auf Genesung.

Da William entschlossen war, sich nicht wieder von

ihr zu trennen und sie entschiedenen Widerwillen, nach Markheim zurückzukehren, zeigte, so wendete er sich an das Ministerium mit der Bitte um Versetzung und ging den schon erwähnten Präsidenten um seine Fürsprache an, die dieser ihm gern zusagte, da sie sehr befreundet waren und er William als fleißigen und intelligenten Arbeiter empfehlen konnte.

Einige Wochen später saß die ganze Familie heiter bei einem Glase Punsch, der bereitet worden war, um die Beförderung Daute's zum Kammergericht in Heiligenburg zu feiern und Valerie hatte sich soweit erholt, daß sie bei dem Feste gegenwärtig sein konnte, ohne durch das Geräusch angegriffen zu werden.

Sandel war auch da und Griseldis mit ihrer Schwiegermutter ebenfalls, auch Buchsbaum mit Gabriele und seinem ältesten Knaben, während die beiden jüngeren Kinder unter der Obhut der Tante zurückgeblieben waren, die für sie, sowie den Obersten mütterlich sorgte und auf dem Schlosse, welches sonst Velten gehörte, sich mit vollkommener Sicherheit gerirte.

Als die Bowle dampfend in der Mitte stand und Buchsbaum sich die Erlaubniß ausgebeten hatte, die Gläser füllen zu dürfen, sagte Griseldis zu ihrem Gemahl:

„Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo ich Angesichts dieser ganzen Gesellschaft erkläre, daß ich wissen will, was der Brief für Neuigkeiten enthält, den Du vor einer Stunde empfingst und so geheimnißvoll in

Dein Schreibpult einschlossest. Seiner Stärke nach muß er die Geschichte eines ganzen Lebens enthalten."

„Hierin hast Du Recht," entgegnete Frendel ernst, „er enthält nicht blos Belten's Lebensgeschichte, soweit wir dieselbe noch nicht kennen, sondern auch die Bekenntnisse eines reuigen Herzens. Ferner entbindet er mich von meinem ihm gegebenen Worte, zu verschweigen, was er mir anvertrauet und fügt die Aufforderung an mich bei, ihm seinen Sohn nach London zu schicken, wo er sich gegenwärtig aufhält, denn er will ihn nicht blos anerkennen, sondern ihm auch eine christliche Erziehung geben und ihn vor Fehlern bewahren, in die er selbst verfiel."

„Gott sei Dank!" rief Valerie und sank dem neuen Kammergerichtsrath in die Arme, der sie auffing und an sich drückte.

„Hier ist auch eine Einlage an Dich, liebe Schwägerin," fuhr Frendel fort und reichte Valerie einen Brief, den diese sofort öffnete, als sie sich ein wenig erholt hatte.

Er enthielt einen Wechsel, welcher die Kosten decken sollte, welche die Erziehung Rudolph's Valerien bis jetzt bereitet und eine in innigen Worten abgefaßte Danksagung, für die dem Knaben bewiesene Fürsorge seit seiner Geburt. Ferner noch eine flehende Bitte um Verzeihung, wegen der Kränkungen, die er ihr bereitet, als er noch in Markheim war.

Als Valerie ihren Brief durchgelesen hatte, ward auch der an Frendel gerichtete laut vorgelesen und das

Interesse, welches er erweckte, war allgemein, da Niemand eine so schnelle Sinnesänderung dieses eitlen Weltkindes erwartet hatte.

Meinen Lesern brauche ich seinen Inhalt nicht mitzutheilen, sie kennen ihn bereits aus unserer Erzählung bis auf einen Satz, den ich hier einschalten werde. Belten sagte:

„Ich danke Gott für meine Rettung und seine wunderbare Führung, die ich erst jetzt erkenne. — Nur eins bekümmert mich, es ist das Schicksal Eulaliens, die ich aus dem Vaterlande gelockt habe, um sie in der Fremde umkommen zu lassen, denn es ist nicht wahrscheinlich, daß sie allein und ohne Schutz diesen Schauplatz des Schreckens verlassen hat. Ich wenigstens habe nichts wieder von ihr gehört und glaube mit Bestimmtheit an ihren Untergang, wenn Gott nicht auch an ihr ein Wunder gethan hat."

Der Brief lieferte der ganzen Gesellschaft reichlichen Stoff zur Unterhaltung und zu Betrachtungen über die wunderbaren Fügungen Gottes und als dieses Thema endlich erschöpft war, begann man darüber nachzudenken, auf welche Weise man Rudolph nach London bringen sollte.

„Ich werde seinen Transport übernehmen, wenn Du Deine Erlaubniß dazu giebst, meine theure Ga-

briele," sagte Buchsbaum, „denn ich trage großes Verlangen, selbst ein Wort mit diesem Burschen, seinen Vater zu sprechen und bin überzeugt, daß der Onkel, wenn ich die Reise unternehme, allerhand Aufträge für mich haben wird."

Gabriele wollte Buchsbaum nicht allein nach England gehen lassen und deshalb entschloß sie sich, ihn zu begleiten.

Beide reisten schon nach wenigen Tagen ab und nahmen den Knaben mit sich, während für William und Valerie ein ganz neues Leben begann und der Erstere Sorge trug, den Inhalt von Belten's Brief soviel als möglich zu veröffentlichen, wobei ihm Frendel und Sandel unterstützten, da sie recht wohl fühlten, daß sie dies der armen Valerie schuldig waren, die seinetwegen so viel gelitten hatte.

Daß, nachdem sich das Toben der Wellen nach diesem Sturm ein wenig beruhigt hatte, zwischen den uns befreundeten Personen ein inniges Zusammenleben begann, bedarf wohl kaum der Versicherung und hoffentlich wird Valerie im Laufe dieses Winters wieder in den vollen Besitz ihrer Gesundheit gelangen, da kein Wurm mehr an ihrem Lebensbaum nagt und im Umgange mit ihrer Schwester und deren Gatten, so wie den Prediger Sandel eine Quelle unendlichen Vergnügens finden, denn von größeren Kreisen schloß sie sich aus Liebe zu ihrer Tochter ab.

Elftes Kapitel.

Ungefähr zu derselben Zeit, wo im vorigen Kapitel die Bewohner der stolzen Residenz einen heitern Abend feierten, saßen in der Oberförsterei zu Beitzenhof ebenfalls ein paar Glückliche am Familientische, um ihr Abendbrot zu verzehren und heiter mit einander zu plaudern.

Es war der herrschaftliche Oberförster Daute und seine Gattin, die nach einigen sturmbewegten Jahren endlich in den Hafen der Ruhe eingelaufen waren, nachdem sie ihn früher leichtsinnig verlassen, um auf der hohen See die Stärke ihrer Kräfte zu erproben und Reichthümer zu erwerben hofften oder zu Grunde gehen mußten.

Die Kinder waren schon zur Ruhe gebracht worden und für Marie lag eine unendliche Seligkeit in ihrem Anblick, besonders da sie nun Beide wieder neben einander lagen und sie übersah, da sie doch

diesen Genuß hatte, gern den Umstand, daß ihr Mann jetzt nicht mehr königlicher Oberförster, sondern nur herrschaftlicher Oberförster war und ein bescheideneres Häuschen besaß, als dies vor Belten's Erscheinen der Fall gewesen, während sie doch früher so stolz auf diesen Titel war und ihr stattliches Haus gern musterte.

Sein Revier war ein eben so großes und sein Gehalt derselbe, da aber, wie schon früher erwähnt, die Forsten schlecht bewirthschaftet worden waren, der Oberförster also auch eine größere Thätigkeit entfalten mußte, wenn er ihren Zustand verbessern wollte, so hatte ihm der Oberst noch eine ziemliche Strecke Land zu einem Garten für sich und einige Acker guten Boden für seine Oeconomie überwiesen und Marie hatte sich im Laufe des Sommers einen bedeutenden Viehstand angeschafft. Sie strebte danach, täglich neue Verbesserungen anzubringen, denn sie wünschte, daß Edmund den Abstand zwischen seiner eleganten Stadtwohnung in Markheim und dem poetischen Waldhäuschen nicht zu groß finden möge, daß er sich hier wohler befinden solle, als an jedem andern Orte, damit er sich niemals wieder in den rauschenden Strom des Geschäftslebens sehne, der zu ihrer großen Beruhigung hinter ihnen lag.

Der Abend war kalt und Daute lange im Walde gewesen, um die Arbeiter an einer von seiner Wohnung mehrere Stunden entfernten Stelle zu beaufsichtigen und die Fürsorge seines Frauchens, so wie das nette, warme Stübchen thaten ihm unendlich wohl, als er heimkehrte.

Er fühlte das Bedürfniß nach eingenommener Abendmahlzeit zu schlafen, denn er war des Morgens stets zeitig auf den Füßen, aber er opferte Marie gern dieses so süße Schläfchen, damit er sie für seine langen Abwesenheiten am Tage durch seine Unterhaltung des Abends entschädige, denn stets daran denkend, wie sehr er sich nach ihrer Unterhaltung gesehnt, als sie abwesend war, brachte er ihr gern einige Stunden Schlaf zum Opfer, besonders da Marie nicht mehr über das Rauchen murrte, sondern bereitwillig selbst das Pfeifchen brachte, was ihn für die Mühen des Tages entschädigen sollte.

Ihr heiteres Geplauder erquickte ihn förmlich und sie ward nicht müde mit der ihr eignen Elasticität des Geistes sofort ein neues Thema zu berühren, wenn es ihr vorkam, als sei das alte erschöpft oder als mache es ihrem Gatten keine Freude mehr, hierüber zu sprechen.

„Bist Du den ganzen Tag allein gewesen?“ fragte Edmund endlich, während er ihr die Tasse hinhielt, damit sie ihm Thee eingießen solle.

„Nein, mein Freund, die Tante ist den ganzen Nachmittag bei mir gewesen, sie hatte Gabrielens Kinder mit und den Abend kam der Oberst mit dem Wagen, um sie abzuholen, denn er sehnt sich stets nach ihr, wenn sie ihm einige Stundeu fehlt. Doch was denkst Du wohl, was sie für eine Neuigkeit hinterlassen hat,“ setzte sie hastig hinzu.

„Laß mich nicht rathen, theure Marie, denn Du weißt, ich würde mir meinen Kopf unnützer Weise zerbrechen.“

„Nun so wisse, daß sie und der Onkel jedenfalls den ganzen Winter hier bleiben werden.“

„So wollen sie Buchsbaums nicht nach Coblenz begleiten?“

„Buchsbaums gehen laut neuesten Nachrichten nicht nach Coblenz, sondern nach — nun rathe, wohin?“

„Ich kann nicht rathen, sage es mir daher lieber!“

„Nach London, um den kleinen Rudolph, Belten's Sohn hinzubringen, den er verlangt hat, um ihn anzuerkennen.“

„Ist es möglich?“ fragte der Oberförster und legte seine Pfeife auf die Seite. „Ist es möglich, daß sich Belten hierzu hat entschließen können.“

Jetzt erzählte Marie die Geschichte Belten's, die wir bereits kennen und setzte hinzu: „Es freut mich, daß sich Belten gebessert hat, namentlich um Valeriens willen, die dem Tode nahe gewesen ist.“

„Es ist unverzeihlich von diesen Menschen, daß sie es so weit mit ihr kommen ließen, ehe sie meinen Bruder herbeiriefen, denn er würde sogleich an Dich geschrieben haben, da Du ihm früher Andeutungen gemacht hattest.“

„Du kannst Niemand einen Vorwurf darüber machen, denn Valeriens Krankheit verschlimmerte sich weit eher in Folge von der Verkettung einzelner an sich ungefährlichen Umstände, als der Schuld ihrer

Mutter, denn wenn zum Beispiel Frendel's in Heiligenburg geblieben wären, so wäre die Sache gewiß schon eher durch den Freiherrn zur Sprache gekommen, der ja alles weit besser wußte als ich."

„Frendel war ja noch in Heiligenburg, als Valerie ankam."

„Allerdings," entgegnete Marie, „aber er hat die Ursache des Zwistes zwischen den Eheleuten nicht gekannt und nicht daran gedacht, daß der Gerichtsrath nicht schon lange davon gewußt haben könnte."

„Na, wir wollen Gott danken, der bei William und seiner Frau es eben so gut gelenkt, wie bei uns, die wir thörichterweise unser Glück mit Füßen traten, während wir nach Schaumblasen auf dem Felde der Speculation haschten."

„Ja, Edmund!" rief Marie ernst, „das wollen wir, wir wollen Gott danken, daß er uns mit einer so kurzen Buße davon kommen ließ, denn besonders ich war sehr strafbar, ich, ich verdiene auch nicht, daß Du jetzt so gut mit mir — —"

Daute zog sie in seine Arme, an sein Herz und hemmte den Strom ihrer Bekenntnisse durch einen Kuß und als Marie ihr Haupt an seiner Brust barg, sagte er:

„Laß die Vergangenheit hinter uns wie ein verschlossenes Buch liegen, dessen Blätter wir nur aufschlagen dürfen, wenn neue Versuchungen nahen oder wenn unsere Kräfte uns zu verlassen drohen, dann wollen wir darin lesen um weiser und besser zu wer-

den, jetzt schweige und wühle die Wogen der Leidenschaft in meiner Seele nicht wieder auf, denn durch die Gewißheit, das Belten lebt und in der Nähe ist, könnte leicht die spiegelglatte Fläche Blasen werfen, die zu Wellen anwachsen, wenn Du nicht klug und vorsichtig handelst."

„O ich werde klug sein, Edmund, und selbst wenn er wieder hierher zurückkehrte, könntest Du ruhig sein, denn ich würdige jetzt die volle Größe Deiner Liebe und habe seine ganze Nichtswürdigkeit kennen gelernt."

Beide Gatten umarmten sich innig und mit dieser Umarmung möge der Vorhang fallen, der die Personen unsern Blicken entzieht, die unsere Aufmerksamkeit beschäftigt haben, so lange ihre Pfade nicht geebnet waren.

Ende.

Druck von Oswald Kollmann in Leipzig.